

Glauben – „irgendwie“, „wirklich“, „hoffentlich“

Gegenwartspredigten

Eberhard Hauschildt (Hg.)



Universität Bonn, Wintersemester 2023/24

(Bonner Universitätspredigten 12)

Bonner Universitätspredigten 12

Eberhard Hauschildt (Hg.): „Bildpredigten“
Universität Bonn: Wintersemester 2023/24

Bonn, März 2024

Inhalt

„Commitment and Community“ – wie wollen wir wirklich leben? 5

(Exodus 20, 1-17)

Prof'in. Dr. Cornelia Richter zur Semestereröffnung

08.10.23 (18. So. n. Trinitatis)

Wie wirklich sind Wunder? (Mk 2, 1-12) 10

WMA Anne Wächtershäuser

15.10.23 (19. So. n. Trinitatis)

Gelingendes Leben, wenn die Welt zerbricht (Micha 6,8 / Mk 10,2-16) 17

Pfarrerin Katharina Opalka

22.10.23 (20. So. n. Trinitatis)

Ist Konfliktvermeidung möglich? (Genesis 13, 1-12) 21

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost

29.10.23 (21. So. n. Trinitatis)

Woran erkennt man eigentlich falsche Propheten? (Jer 29, 1.4-14) 26

Prof. Dr. Wolfram Kinzig zusammenmit M.A. Barbara Loose

05.11.23 (22. So. n. Trinitatis)

Das Seufzen der Schöpfung spüren und zugleich Zukunftshoffnung 33

haben? (Röm 8, 18-25)

Dr. Matthew Ryan Robinson (in englischer Sprache)

12.11.23 (Drittl. So. d. Kirchenjahres) (Gottesdienst in englischer Sprache)

Secret Service? Offenbar undercover (Mt 25, 31-46) 38

WMA Daniel Rossa und Bewohner:innen des Goebenstifts

19.11.23 (Vorl. So. d. Kirchenjahres)

„Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“? (Mt 25, 1-13) 46

stud. theol. Philipp Bauhaus

26.11.23 (Ewigkeitssonntag)

Mit der Grundregel leben: Der:m Nächsten nichts Böses tun (Röm 13, 8-12) 50

WMA Carla Elhodaiby-Weitensteiner

03.12.23 (1. Advent)

„Weg frei“?! – ein queerer Blick auf Weihnachten (Jes 40,1-11) 55

WMA Anika Bahr / WMA Vera Gretges / WMA Erik Hee Nau / M.A. Sophie Rink /
M.A. Johanna Schwarz)

17.12.23 (3. Advent)

Die Weihnachtsgeschichte als Kontrasterzählung (Lk 2, 1-20) 59

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt
24.12.23 (Heiligabend)

Von der göttlichen Art der Begleitung und Orientierung auf dem Lebensweg (2. Mose 13, 20-22) 68

WMA Erik Hee Nau
31.12.23 (Altjahresabend, Silvester)

Glaube als Umkehr der Verhältnisse (1. Kor 1, 26-31) 72

Prof. Dr. Martin Keßler / WMA Dr. Aneke Dornbusch / WMA Vera Gretges
07.01.24 (1. So. n. Epiphantias)

„Haltet euch nicht selbst für klug“ (Röm 12, 9-16) 79

WMA Dr. Julius Trugenberger
14.01.24 (2. So. n. Epiphantias)

Reichtum – Gesundheit – Spiritualität: nur eine antike Dreiecksgeschichte 84
(2. Könige 5)

Prof. Dr. Hermut Löhr
21.01.24 (3. So. n. Epiphantias)

Das Wagnis, vom Schatz in irdenen Gefäßen zu reden (2. Kor 4, 6-10) 92

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt zum Semesterabschluss
28.01.24 (Letzt. So. n. Epiphantias)

Hinweis zum Obertitel der Predigtreihe: Er wurde angestoßen durch ein zweisemestriges praktisch-theologisches Forschungsseminar mit qualitativ-empirischen Interviews „junger Erwachsener“ durch Theologiestudierende zum Feld „Kirche, Religion, Glaube/Spiritualität“. In der Auswertung fiel auf: Gleich ob kirchlich sozialisiert oder nicht, findet sich verbreitet der Typus eines unsicheren „Irgendwie“ des persönlichen Glaubens bei den meisten Befragten. Und dabei stellt sich ihnen ein „an etwas glauben“ zu wollen oder sollen in Widerspruch zu dem, was ihnen als intellektuell wirklich real und existent erscheint. Und es gelten ihnen die Instanzen Kirche und Gottesdienste als welche, die zu dieser Frage schweigen.

Commitment and Community“ – wie wollen wir wirklich leben?

(Exodus 20, 1-17)

Prof'in. Dr. Cornelia Richter zur Semestereröffnung

08.10.23 (18. So. n. Trinitatis)

Liebe Gemeinde,

„Du sollst nicht töten.“ Eigentlich wäre uns Menschen gesagt, „was gut ist“ (Mi 6, 8). Aber die Welt scheint sich nicht daran zu halten, im antiken Orient ebenso wenig wie heute, nicht in der Ukraine, seit gestern auch nicht mehr in Israel, und so viele andere Schauplätze wären noch zu nennen. Es ist wirklich ein Elend. Wie passend, dass der Predigttext für den heutigen Sonntag in Ex 20 steht – es ist der Dekalog.

Im Konfirmandenunterricht mussten wir ihn – Sie doch bestimmt auch, nicht wahr? – auswendig lernen, in der Katechismus-Variante Martin Luthers. Das war knapp und kurz, und auf diese Weise hatte man eine hübsche Einteilung in exakt 10 Gebote. Interessant wurden die freilich erst ab dem 4. Gebot. Wobei, nein, eigentlich nicht, denn das mit dem Vater und Mutter ehren, erschien mir als 14jährige eher nicht sooo dringlich. Nein, interessant wurde es mit dem 5. Gebot, auch das 7. Gebot war einleuchtend und das 8. Gebot war definitiv relevanter, als einem lieb sein konnte: Man ertappte sich doch erstaunlich oft bei einer Lüge oder zumindest der Versuchung dazu. Die Gebote 6, 9 und 10 hingegen waren eher noch außer Reichweite bzw. waren sie so formuliert, dass ich sie damals etwas abstrakt fand: Ehebruch war noch kein Thema (später übrigens auch nicht!), und das mit dem Begehren dessen, was andere haben – das richtete sich als Jugendliche zumindest nicht auf Haus, Frau, Personal und Vieh. Und der eigenartige Vorspann, naja. Dass Gott der Herr war, der Israel aus Ägypten geführt hatte, galt irgendwie sowieso immer. Und dass alles, was man im Konfirmandenunterricht lernte, irgendwann notgedrungen in den Sonntag samt Gottesdienst einmündete, das war irgendwie auch unvermeidlich. Aber dieser eine Satz: „Du sollst nicht töten.“ Der hat sich eingegraben.

12 Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird. 13 Du sollst nicht töten. 14 Du sollst nicht ehebrechen. 15 Du sollst nicht stehlen. 16 Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten. 17 Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau, Knecht, Magd, Rind, Esel noch alles, was dein Nächster hat.

Im Studium hat sich die Perspektive dann verlagert. Das, was ich als Kind mit den 10 Geboten verbunden hatte und was wir gerade gehört haben, die Gebote 4-10, rückte in den Hintergrund. Stattdessen nahm ich mit Erstaunen zur Kenntnis,

dass der eigentliche Text sehr viel länger war, und zwar ausgerechnet wegen des Vorspanns. Ebenso habe ich gelernt, dass die Zählung in 10 Gebote im Hebräischen Text sehr viel weniger eindeutig ist, als man so denkt: Weder in Exodus 20, unserem heutigen Predigttext, noch in der Parallelstelle in Deuteronomium 5 gibt die Syntax eine 10er-Einteilung her.¹ „Die“ zehn Gebote sind also sehr viel facettenreicher als Luthers Katechismus ahnen lässt: Sie müssen im Kontext der anderen Rechtstexte gelesen werden, die wir in Bundesbuch, Heiligkeitsgesetz und deuteronomistischem Geschichtswerk vor uns haben. Sie alle enthalten legislatives Material, das in mehreren Sammlungsprozessen präzisiert und angereichert wurde. Es ging dabei häufig um konkrete Einzelfälle, die im Kontext der altorientalischen Rechtstradition verhandelt wurden und als Rechtssätze zunächst ganz unabhängig von jeder Theologie waren; sie waren vielmehr an die legislative Macht des Königs gebunden.² Manche Texte waren von so grundlegender Bedeutung, dass sie zunehmend abstrahiert wurden, einige wurden in die weisheitlichen Traditionen eingefügt. Unser Text in Ex 20 gehört zu den älteren Sammlungen. Er bietet im Rahmen der Tora eine listenartige Aufzählung dessen, was prinzipiell für das Zusammenleben von Menschen wichtig ist.³ Texte wie dieser sind ein Grund, weshalb die Bibel über die Zeiten und Kulturen hinweg eine so hohe Bedeutung und Geltung erlangen konnten. Es ist nicht zuletzt ihr hoher legislativer Anteil, der zu ihrer normativen Autorität beigetragen hat.⁴

Aber die legislative Rechtspraxis ist darin nur die eine Seite. Denn die andere, und vielleicht entscheidendere Seite ist, dass das Recht im Alten Testament vor allem „Gottesrecht“ ist.⁵ „In den frühen Hochkulturen und auch im alten Israel gibt es [noch] keine funktionale Unterscheidung von Religion und Recht.“ Vielmehr ist Gott die letzte Instanz allen Rechts und „das Recht geht von Gott aus“: Deshalb heißt es in Micha 6, 8: „Es ist Dir gesagt, Mensch, was gut ist.“⁶ Deshalb wird auch das gesamte Bundesbuch durch die Gottesrede gerahmt und deshalb ist auch der Dekalog ein Teil der Tora, narrativ gebunden an die Biographie des Moses und den Weg Israels in das gelobte Land. Die biblischen Texte unterscheiden sich darin von ihrer antiken Umwelt. Nur sie „begründe[n] das Recht aus dem Wesen und den Handlungen Gottes“.⁷ Gott ist dabei weniger wie ein oberster König vor-

¹ Konrad Schmid/Jens Schröter, Die Entstehung der Bibel. Von den ersten Texten zu den heiligen Schriften, München 2019, 432, Anm. 84.

² Vgl. Jan Dietrich, Hebräisches Denken. Denkgeschichte und Denkweisen des Alten Testaments, Göttingen 2022, 171.

³ Vgl. Dietrich, Hebräisches Denken, 44.

⁴ Vgl. Schmid/Schröter, Entstehung, 129.

⁵ Schmid/Schröter, Entstehung, 129f.

⁶ Vgl. Dietrich, Hebräisches Denken, 167.

⁷ Dietrich, Hebräisches Denken, 173.

gestellt. Auch ist er nicht einfach ein Gott neben anderen. Sondern weil Gott als Schöpfer der Welt über allem steht, sei es im Himmel oder auf Erden, deshalb ist er auch Quelle des Rechts. Weil Gott das Volk aus Ägypten geführt hat; weil Gottes Barmherzigkeit und Heiligkeit einzigartig sind;⁸ weil Gott gerade nicht aus reiner Willkür herrscht, sondern weil Gottes Ordnung für die Ordnung des Kosmos überhaupt steht: All das ist der Grund, weshalb die Gebote 4-10 diesen langen Vorspann haben:

1 Und Gott redete alle diese Worte: 2 Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus der Knechtschaft, geführt habe. 3 Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. 4 Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist: 5 Bete sie nicht an und diene ihnen nicht! Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der die Missetat der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied an den Kindern derer, die mich hassen,⁶ aber Barmherzigkeit erweist an vielen Tausenden, die mich lieben und meine Gebote halten. 7 Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.

Im Studium begann ich zu verstehen, dass die Gebote eine Elementarisierung dessen sind, wie wir als Gemeinschaft, als Community leben können. Und dass die Zuordnung der Gebote zu dem einen und einzigen Gott damals wie heute ein Bekenntnis dazu ist, dass wir in unserem Alltag mit diesen Geboten einigermaßen überfordert sind. Weil die Welt komplexer ist als man denkt und sogar der Satz „*Du sollst nicht töten*“ zwischen Angriff und Verteidigung schwierig wird. Ebenso lernte ich, den Satz mit dem Bildnis oder Gleichnis einzuordnen: „*Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen*“. Dabei geht es nicht darum, dass wir in gar keinen Bildern von Gott sprechen dürfen – das wäre absurd, weil es gerade für das Ungreifbare die Imagination braucht. Der Satz ist hier vielmehr im Kontext des antiken Orients gegen das Fremdgötterverbot gerichtet und auch darin wieder ein bemerkenswert weitsichtiger Zug zur Abstraktion: Denn wo immer sich Menschen allzu konkrete Bilder vom Göttlichen machen, tendieren sie dazu, ihr Bild mit Gott zu verwechseln.

Erst nach dem Studium wurde meine Aufmerksamkeit auf eine dritte Lesart des Textes gerichtet, die sehr viel mehr mit Abgrenzung und Abwehr zu tun hat: Sie begann mit dem Satz: „*Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott*“. Einer, der die Missetat der Väter noch Generationen später an den Kindern rächt. Das ist ein Satz, der in der Wirkungsgeschichte der 10 Gebote nicht mehr mit dem gerechten Gesetzgeber verbunden wird. Vor allem nicht dort, wo man sich säkular aufgeklärt und aus jeder kirchlichen Bindung emanzipiert begreift – Hu-

⁸ Dietrich, Hebräisches Denken, 173.

manismus wäre eine der möglichen Varianten dieser Partei. Was in der Hebräischen Bibel als Freiheit von Willkür und Barmherzigkeit ohne Ansehen der Person verstanden wurde, das wird heute oft genau gegenteilig verstanden. Wenn Gott wirklich barmherzig wäre, so meint man, dann müsste er sich an den Missetätern rächen und ihre Kinder verschonen. Deshalb hat man mit diesem Gott lieber Schluss gemacht, hat ihn als Gesetzgeber abgesetzt und das Recht lieber wieder in die eigenen Hände genommen. Die Präambel im Grundgesetz braucht es dann natürlich auch nicht.

Was ich an dieser Lesart unseres Textes so interessant finde, ist dies: In der Kränkung und in der heftigen Abwehr dieses Gottes, wird sein anthropomorpher Eifer buchstäblicher genommen als es die Abstraktion des Dekalogs erlaubt. Die Kritiker lassen sich von diesem Gottesbild geradezu emotional provozieren, sie fühlen sich ihrerseits gekränkt: Wenn das Gott sein soll, dann ist es nur gut, dass wir mit ihm nichts mehr zu tun haben wollen. Aber ist damit der abstrahierende Grundzug des Dekalogs überhaupt getroffen? Geht es in dem Satz mit der Missetat nicht eher darum, in anthropomorpher Rede eine bedauerlich allgemeine Kausalität, ja, eine tragische Kausalität menschlichen Lebens zu beschreiben? Betrachtet man den Satz aus psychologischer Sicht, wäre er sogar ziemlich klug. Denn ist es nicht so, dass sich manche Missetat der Väter, auch der Mütter, man wird auch sagen: auch der Kirche, noch Generationen später bei den Kindern bemerkbar macht? Für Drogen und jede Form der Gewalt würde das ohne Zweifel gelten. Und ist es nicht noch klüger, dass dieser Gedanke im Dekalog grundsätzlich mit der Warnung verbunden ist: Vorsicht. Mache Dir kein Götzenbild, bete nicht an, was Du dir selbst vor Augen stellst, denn das führt nur in Sucht, Abhängigkeit, grenzüberschreitende Ekstase mit allen Folgen, die das für Dich und Deine Kinder, ja für unsere gesamte Community hat? Das goldene Kalb lässt grüßen.

Liebe Gemeinde,

wir wären nicht in einer Universitätskirche, wenn uns die Motive des Humanismus fremd wären. Selbstverständlich ist es wichtig und richtig, die biblische Vorstellung des von Gott gesetzten Rechts zu verbinden mit der „Genealogie der Moral“ und der Einsicht in die grundsätzliche Konstruktion rechtlicher und sozialer Normierungen. Diese Konstruktionslogiken zu verstehen, gehört zu den grundlegenden Aufgaben der Theologie. Auch ist es ein hohes Verdienst seit Säkularisierung und Aufklärung, die Frage gesetzter Normativitäten kritisch an die Autonomie des Menschen zu binden. Dennoch würden wir etwas verlieren, wenn wir den langen Vorspann verlieren würden. Er mahnt uns, das Recht nicht nur bei

uns selbst zu suchen. Er mahnt uns, unsere Rechtsvorstellung nicht absolut zu setzen, weil das unsere Community zerstört.

Um das zu verhindern, braucht es etwas Anderes, es braucht nicht einen weiteren Rechtssatz wie in den Geboten 4-10, sondern es braucht ein Bekenntnis. In heutiger Sprache würde ich sagen: Es braucht Commitment – und genau das lese ich in dem langen Vorspann der Gebote 1 und 2: Commitment hat etwas mit freiwilligem Engagement und Verpflichtung zu tun, mit Anerkennung und persönlicher Zuordnung. Mit unserem Commitment bringen wir den Willen zum Ausdruck, uns für etwas einzusetzen, das wir als groß und wichtig und bedeutsam erachten. Bezogen auf unseren Text braucht es das Commitment, diejenigen Rechtssätze, die wir als allgemeines Recht abstrahierend formulieren und im Einzelfall abzuwägen haben, als das geltende Recht anerkennen zu wollen. Und das wiederum gelingt leichter mithilfe einer übergeordneten Perspektive, auf die wir uns gemeinsam bezogen wissen. Das könnte bereits der Begriff der Community sein, es könnten auch Begriffe wie Freiheit oder Liebe oder Gerechtigkeit sein – und ich halte es für wenig zufällig, dass all das Begriffe sind, die sich in unserer Tradition mit dem Gottesnamen verbinden, der schon wegen dieser allgemeinen Offenheit nicht missbraucht werden darf.

Solche Formen des Commitment brauchen einen langen Atem. Man muss sie sich immer wieder bewusst machen, man muss sie aussprechen und miteinander teilen. Und zwar am besten regelmäßig, weil offenbar schon die Antike weiß, dass wir Menschen ansonsten dazu neigen, uns in unseren Vorlieben und Vorhaben zu verzetteln, aus unserem Kleinklein nicht mehr heraus zu finden, alles Besondere im Alltäglichen untergehen zu lassen. Deshalb gibt es zwischen dem Commitment zu dem einen und einzigen Gott und den konkreten Geboten in unserem Text noch das dritte Gebot:

8 Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligst. 9 Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun. 10 Aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da sollst du keine Arbeit tun, auch nicht dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, dein Vieh, auch nicht dein Fremdling, der in deiner Stadt lebt. 11 Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles, was darinnen ist, und ruhte am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbattag und heiligte ihn.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.

Wie wirklich sind Wunder? (Mk 2, 1-12)

WMA Anne Wächtershäuser

15.10.23 (19. So. n. Trinitatis)

Liebe Gemeinde,

ich bitte Sie, sich etwas vorzustellen und zwar: Einen großen roten Knopf. So wie es ihn in vielen Quizz-Sendungen im Fernsehen gibt. Ich glaube, man nennt solche Knöpfe: „Buzzer-Button“. Wenn Sie ihn drücken, ertönt ein surrendes Geräusch. Sie sind also für diese Predigt herzlich eingeladen, sich Ihren persönlichen Button vorzustellen, den Sie in der Hand haben.

Hier und da „Halt“ zu machen und Fragen zu stellen, das läuft auch bei meinem qualitativ-empirischen Forschungsprojekt in der Analyse von Interviews mit. Wenn ich mir ein paar Zeilen eines Gesprächstranskriptes genauer angucke, gibt es oft Leitfragen, die die Datenanalyse unterstützen sollen. Darunter sind auch Fragen wie: „Warum ist das hier gerade so? Was hätte hier alternativ gesagt werden können?“⁹ Wenn wir gleich nach und nach dem Wortlaut des Predigttextes nachgehen, bitte ich Sie daher: Wann immer es eine Stelle gibt, die Ihnen besonders im Ohr nachklingt, weil Sie denken: „Moment, hier hätte es doch auch ganz anders heißen können!“, dann drücken Sie. Drücken Sie Ihren imaginativen Buzzer-Button – auch, wenn ihn außer Ihnen selbst hier niemand hören kann.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag steht im zweiten Kapitel des Markus-evangeliums. Es ist eine Wundererzählung und ich lese sie Stück für Stück:

„Und nach etlichen Tagen ging er wieder nach Kapernaum; und es wurde bekannt, dass er im Hause war. Und es versammelten sich viele, sodass sie nicht Raum hatten, auch nicht draußen vor der Tür; und er sagte ihnen das Wort. Und es kamen einige, die brachten zu ihm einen Gelähmten, von vieren getragen. Und da sie ihn nicht zu ihm bringen konnten wegen der Menge, deckten sie das Dach auf, wo er war, gruben es auf und ließen das Bett herunter, auf dem der Gelähmte lag.“

Natürlich gäbe es verschiedenste Buzzer-Optionen und es wäre sehr interessant zu hören, welche jeweils für Sie bedeutsam sind. Aber zunächst müssen wir vermutlich mit ein paar Beispielen vorlieb nehmen, die ich ausgesucht habe. Was ich wahrgenommen habe: Eine große Menge von Menschen ist zusammengekom-

⁹Angelehnt an: Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara: Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung in die Forschungspraxis. 4., durchgesehene und aktualisierte Aufl., Wiesbaden 2019, 270f.

men, um Jesu Verkündigung zu hören.¹⁰ Für das Grüppchen mit der gelähmten Person ist schlicht und einfach kein Durchkommen möglich. „Warum gerade so und nicht anders?“ Das habe ich mich vor allem am Ende gefragt. Es könnte doch zu berichten gewesen sein: „Und da sie ihn nicht zu ihm bringen konnten wegen der Menge, sprachen Sie zueinander: ‚Sorry, das wird wohl nichts!‘ Und alsbald gingen sie nach Hause.“ – Ende.

Ich finde, das wäre eine durchaus denkbare und nachvollziehbare Reaktion gewesen. Aber die Freunde in dieser Erzählung verhalten sich anders. In der Erzählung legen sie im wahrsten Sinne des Wortes „Hand an“. Und wenn man sich das bildlich vor Augen führt, dann entsteht eine durchaus skurrile Szene: Eine Gruppe von Menschen klettert mal eben mit einem gelähmten Menschen auf ein Hausdach, trägt dort die Reisigbündel ab, gräbt den Lehm auf, bebröckelt darunter Sitzende wahrscheinlich reichlich mit herabfallendem Schutt und lässt dann die gelähmte Person an einer vermutlich kreativen bis sehr waghalsigen Konstruktion durch das Dach hinunter.¹¹

Allein schon das erscheint mir bemerkenswert, ja, vielleicht wundersam zu sein. Für mich steckt darin ein Akt des Protestes. Ein Protest, der zeigt: Hier sind Menschen nicht bereit, die Dinge einfach so hinzunehmen; hier wird daran festgehalten, dass sich Dinge verändern können, genauer: verändern *lassen*. Es geht um eine Überzeugung, die nicht nur passives Däumchen-Drehen ist, sondern die selbst Wirklichkeit gestalten möchte und dafür Risiken und Anstrengung auf sich nimmt.¹²

Ich glaube, solche Menschen braucht es gerade an ganz vielen Stellen auf der Welt. Menschen, die sich füreinander einsetzen und einander nicht aufgeben; Menschen, die im Dickicht des scheinbar Unmöglichen mit einem Trampelpfad beginnen.

Natürlich können Sie übrigens Ihren inneren Buzzer jederzeit benutzen, aber gleich wäre er nochmal besonders angeraten, denn es geht weiter mit dem nächsten Schritt der Erzählung. Und wieder sind Sie eingeladen mitzufragen: Warum eigentlich gerade so und nicht anders?

„Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gelähmten: Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Es saßen da aber einige Schriftgelehrte und dachten in ihren Herzen: Wie redet der so? Er lästert Gott! Wer kann Sünden vergeben als Gott allein? Und Jesus erkannte alsbald

¹⁰ Siehe dazu auch: Klaiber, Walter: Das Markusevangelium, Neukirchen-Vluyn 2010 (Die Botschaft des Neuen Testaments), 56.

¹¹ Vgl. Klaiber, Markusevangelium, 56.

¹² Siehe dazu auch: Klaiber, Markusevangelium, 57.

in seinem Geist, dass sie so bei sich selbst dachten, und sprach zu ihnen: Was denkt ihr solches in euren Herzen? Was ist leichter, zu dem Gelähmten zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben, oder zu sagen: Steh auf, nimm dein Bett und geh hin?“

Wieder habe ich ein paar exemplarische Beobachtungen gesammelt: Nicht wird davon berichtet, dass sich jemand darüber ärgert, dass eine unbekannte Gruppe gerade das Dach kaputt macht, die unten von Bröckeln getroffen werden könnten und vor allem das Treffen mit Jesus gestört wird.

Stattdessen wird zunächst allein Jesu Reaktion beschrieben. Und was ihn veranlasst zu sprechen, ist zunächst: Er sieht ihren *Glauben*. In dieser waghalsigen „Kletter-, Grabe- und am Seil herunterlass-Aktion“ erkennt er einen Glaubensakt.¹³ Er sieht diese Menschen, er sieht sie an. Und er sieht in ihnen Menschen, die zu ihm wollen, weil sie ihre Hoffnung in ihn gesetzt haben.¹⁴ Menschen, die Hindernisse überwinden konnten, wobei sie nicht irgendein unspezifischer Aktivismus, sondern ein konkretes Vertrauen leitete.¹⁵

Mir ist dann noch aufgefallen: Jesus, wie es hier erzählt wird, sieht nicht zuallererst, wie man es für eine Wundererzählung vielleicht hätte erwarten können, so etwas wie Sehnsucht oder Not. Da habe ich also wieder meinen Buzzer gedrückt. Was Jesus zunächst sagt, ist: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ Auch das ist doch bemerkenswert: Da kommt ein Mensch im Bett durch die Decke und Jesus fängt an, Sünden zu vergeben. Ja, natürlich gibt es biblische Texte, die sich mit der Frage beschäftigen, ob es einen Zusammenhang von Not und Sünde gäbe.¹⁶ Aber es erscheint doch höchst unangebracht für eine Wundererzählung, dass Jesus eine Person, die zu ihm kommt, mit dieser ohnehin problematischen Frage konfrontieren würde.¹⁷

Das scheint mir vor allem zu demonstrieren: Jesus sieht in dem Menschen, der durch die Decke kommt, nicht „den Gelähmten“, sondern eben einen Menschen. Und er reagiert zunächst einfach so, wie er nun mal Menschen begegnet. Dieser Mensch, wie die Geschichte ihn beschreibt, hat eine wie auch immer geartete Lähmung. Aber die Reaktion Jesu sperrt sich gegen eine Einstellung, die diesen Menschen auf seine Lähmung reduziert und so tut, als ob es ohnehin von vornherein klar wäre, was dieser Mensch sich von Jesus erhofft.

¹³ Vgl. ebd.

¹⁴ Vgl. ebd.; Söding, Thomas: Das Evangelium nach Markus, Leipzig 2022 (Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament Bd. 2), 72.

¹⁵ Siehe dazu auch: Klaiber, Markusevangelium, 57, 59.

¹⁶ Vgl. Klaiber, Markusevangelium, 57.

¹⁷ Vgl., ebd.

Und ich finde, in diese Reduzierungsfalle tritt man nur zu leicht: Dann ist da „der Junkie“ am Bonner Hauptbahnhof und eigentlich weiß ich doch eh schon, dass „der“ nur wieder Geld von mir will. Oder vielleicht die „psychisch Kranke“, bei der ich schon gar nicht mehr so genau hinhören muss, weil ich eh schon weiß, dass „die“ ja „nur wieder jammern will“.

Oft meint man, für andere zu wissen, welches Wunder gesucht ist und gebraucht wird. Und für uns selbst natürlich erst recht, welche Wunder wir am meisten brauchen würden.

Wer braucht denn eigentlich ein Wunder und wenn ja, welches? Und welche Arten von Lähmungen erfahren wir in unserem Leben?

Die Erzählung widerspricht auf charmante Weise gängigen Schemata, die schlicht die einen als „die Gesunden“ und die anderen als „die Kranken“, die einen als „normal“ und die anderen als „angeknackst“ sehen und darin davon ausgehen, dass man Menschen aufgrund einzelner Merkmale in diese Kategorien stopfen und dementsprechend mit ihnen umgehen könnte. Schon da, wo Menschen es erleben, dass sie von anderen nicht auf diese Weise reduziert werden, fängt das große Wunder an. Und wo die Wahrnehmung sich weitet, der Blick sich aus der Verengung befreit, da gibt es viel Wunderbares zu entdecken.

Ich lese weiter in der Erzählung. Denken Sie gerne wieder an ihren Buzzer-Knopf:

„Damit ihr aber wisst, dass der Menschensohn Vollmacht hat, Sünden zu vergeben auf Erden – sprach er zu dem Gelähmten: Ich sage dir, steh auf, nimm dein Bett und geh heim! Und er stand auf und nahm sogleich sein Bett und ging hinaus vor aller Augen.“

Ich vermute: Wir bleiben daran hängen, wie in Sekundenschnelle eine gelähmte Person gehen kann. Erzählt wird aber die Reaktion auf eine andere Frage, die in der Erzählung aufgebracht wird. Sünden vergeben – darf das ein Jesus von Nazareth eigentlich? Wo doch das etwas ist, was allein Gott tun kann. Wer ist denn dieser Jesus Christus eigentlich?¹⁸

Ich vermute aber, dass manche Buzzer-Buttons gerade noch immer surren und b weil das der Soforthheilung doch irgendwie intellektuelle Bauchschmerzen bereitet. Und das führt auch zu der Frage, die in der Predigtreihe für diesen Gottesdienst vorgesehen ist: „Wie wirklich sind Wunder?“ Stellt man sie gerade an dieser Stelle, dann ist es, wie ich finde, eine höchst berechtigte, höchst schwierige und höchst verführerische Frage.

¹⁸ Vgl. Dressler, Bernhard: Konnte Jesus wirklich Wunder tun? Ein performanzorientierter Ansatz, in: Englert, Rudolf/Schweitzer, Friedrich: Jesus als Christus – im Religionsunterricht. Experimentelle Zugänge zu einer Didaktik der Christologie, Göttingen/Bristol 2017, 97-108, 104.

Ich glaube, meine eigene Altersgruppe ist wie kaum eine andere eine Harry-Potter-Generation. Ich bin mit allerlei Zauberern und Hexen aufgewachsen. Aber sollte ich Jesus jetzt schlicht hier einreihen? Ich finde die durchaus kritische Frage nach der Wirklichkeit der Wunder *berechtigt*, im 21. Jhd. geradezu unausweichlich.¹⁹

Die Frage ist auch höchst *schwierig* und zwar auf verschiedensten Ebenen. Wenn Jesus nämlich ein Harry Potter ähnlicher Zaubermeister wäre, dann würde sich hier eine ganze Menge an schmerzhaften Fragen anschließen. Etwa die: Warum geschehen diese Zauberwunder manchmal nicht, wo wir uns sie so sehr wünschen?

Daran wird deutlich: Die Frage nach der Wirklichkeit von Wundern ist auch *verführerisch*. Denn sie lädt dazu ein, auch hier ins Entweder-Oder gegenüber der Gottesvorstellung zu verfallen, obwohl doch die Erzählung selbst gerade das Entweder-Oder aufsprengt. So als müsste Gott entweder der Vorstellung supranaturalistischer Fantasy-Zauberer entsprechen oder, wo diese Vorstellung nicht hinkommt, wäre Gott einfach gar nichts mehr. In dem so vertrauten dualistischen Denken geht unglücklicherweise der Raum dafür verloren, der vielleicht ganz anderen Macht Gottes nachzuspüren.

Die „Alternative ‚Fakt oder Fiktion‘“²⁰ wird schnell mal zum allein Entscheidenden erhoben.²¹ Was in Mk 2,1-12 aber erstmal faktisch vorliegt, ist eine Wundererzählung.²² Und als Erzählung ist sie schon allein ihrer Form nach natürlich nicht identisch mit dem, worauf sie sich bezieht.²³ Aber gerade als Erzählung kann sie überhaupt erst in die heutige Zeit hinein zu sprechen beginnen.²⁴

Und dazu gehört auch, dass wir uns die Erzählung bis zu ihrem Schluss anhören. Ganz fertig sind wir nämlich mit ihr noch gar nicht. Und wieder können Sie gerne an den verschiedenen Stellen mit ihrem roten Knopf markieren: Warum gerade so und nicht anders?

„(Und er stand auf und nahm sogleich sein Bett und ging hinaus vor aller Augen,) sodass sie sich alle entsetzten und Gott priesen und sprachen: Wir haben solches noch nie gesehen.“

¹⁹ Siehe dazu z.B. auch: Bultmann, Rudolf: Neues Testament und Mythologie. Das Problem der Entmythologisierung der neutestamentlichen Verkündigung (Nachdruck). Hg. von Eberhard Jüngel, München ²1985 (Beiträge zur evangelischen Theologie Bd. 96), 14f.

²⁰ Dressler, Jesus, 103.

²¹ Vgl. ebd.

²² Vgl. Dressler, Jesus, 102; Lindemann, Andreas: Wunder und Wirklichkeit. Anmerkungen zur gegenwärtigen exegetischen Diskussion über die Hermeneutik neutestamentlicher Wundererzählungen, in: Wort und Dienst. Jahrbuch der Kirchlichen Hochschule Bethel 27 (2003), 179-200, 199.

²³ Vgl. Dressler, Jesus, 102.

²⁴ Siehe dazu auch: Dressler, Jesus, 102-107.

Die Erzählung endet damit zu berichten, wie die anwesenden Menschen reagieren: Es scheint irgendwas zu sein zwischen Entsetzen und Staunen, Bewunderung und Lobpreis.²⁵ Das, was die Menschen sehen, fügt sich nicht einfach in das für sie Gewohnte ein, sondern verändert das Verhalten, erweitert das sonst Erlebte.²⁶

Ich finde, unsere Buzzer-Frage: „Warum eigentlich so und nicht anders?“ ist nicht nur eine Leitfrage der qualitativ-empirischen Textanalyse, sondern hat etwas mit der Logik dieser Wundererzählung zu tun. Beide halten das Bewusstsein dafür offen, dass nicht alles zwangsläufig so sein muss, wie man es normalerweise und bisher kennt und wie es sich auf den ersten Blick zeigt. In dem, was erzählt wird, ist es anders, als was ich aus der Theorie schon von dem Thema weiß, über das ich meine Proband*innen bat, mir in dem Interview zu erzählen. So wie eine biblische Erzählung es in Bezug auf ein „an Gott glauben“ auch tun kann.

Sich auf so etwas offen einzulassen, erfordert auch Mut. Denn wohin führt das Ganze?

Vielleicht ins Sehnen. Ins Sehnen danach, dass sich etwas verändert und sich Dinge zum Guten wenden. Die markinische Erzählung ist hier, finde ich, auch vor allem eine „Mut-Mach-Erzählung“. Sie erzählt davon, wie es sich lohnt, sich selbst und andere nicht aufzugeben. Wie es sich lohnt, zu vertrauen. Wie es sich lohnt, sich auf diese neue Offenheit einzulassen, an heilsame Veränderungen zu glauben und mit kreativen Ideen an ihnen mitzuarbeiten. Wer es wagt zu fragen, wie das eigene Leben und die Welt sein könnten, die*der geht dabei auch das Risiko ein, den Schmerz der bleibenden Diskrepanz zu spüren. Da, wo ich trotz aller Suche keinen Weg finde.

Was ich dafür aus dieser Erzählung mitnehme ist die Zusage, gesehen zu werden. Als Mensch, als ganzer Mensch gesehen zu werden mit all meinem Suchen, Finden und auch Scheitern. Und die Zusage, dass ich gewiss sein kann: Wo immer Menschen Leid und Ungerechtigkeit erfahren, ist ein Buzzer-Button des schärfsten Widerspruchs schon längst gedrückt.

Da, wo ich frage, „warum so und nicht anders?“, da komme ich vielleicht aber auch manchmal ins Staunen hinein. Ins Staunen darüber, was alles da ist und was alles möglich ist. Vielleicht erlebe ich manchmal kleine und große Wunder – und vielleicht ist es gar nicht immer wichtig, ob andere das auch so sehen oder mei-

²⁵ Siehe dazu auch: Klaiber, Markusevangelium, 60.

²⁶ Vgl. Dressler, Jesus, 105.

nen, sie auch rational erklären zu können.²⁷ Vielleicht erlebe ich manchmal Wunder, auch oder vielleicht gerade, weil sie ganz anders sind, als das, was ich erwartet habe.

Die Erzählung will ihre Hörer*innen und Leser*innen offensichtlich zur dieser Sensibilität für Wunder führen. In Bezug auf Jesus, in Bezug auf Gott, in Bezug auf mein Leben. Ja, in Bezug auf die Nachrichten dieser Tage, wo es wieder mal keinen Weg zu geben scheint in all der Gewalt und all dem Krieg, ausgereicht in der Region, in der Jesus lebte.

An manch einer Stelle kann die Frage „warum so und nicht anders?“ dazu führen, dass ich merke, wo ich auf gar keinen Fall eine Veränderung möchte. Manchmal sehe ich – und das kann tatsächlich plötzlich sein – Vertrautes anders an. Und dann ist etwas anders für mich.

Ich weiß nicht, ob sie das Gefühl kennen, dass sie plötzlich etwas ergreift, durch den ganzen Körper schießt, vielleicht wenn sie einen geliebten Menschen wiedersehen oder etwas richtig genießen. Das sind Momente, in denen ich begreife, wie wundersam beschenkt ich in mancherlei Hinsicht bereits bin. Ich glaube, manchmal kann man in so einem Moment so etwas fühlen wie Dankbarkeit.²⁸ Das Sehnen, das Staunen und die Dankbarkeit erkennen, dass sie es mit etwas zu tun haben, was nicht selbstverständlich ist. Etwas, das, nennen wir es ruhig doch so, *wirklich ein Wunder* ist.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen

²⁷ Siehe dazu auch: Lindemann, Wunder, 197.

²⁸ Siehe dazu auch: Klaiber, Markusevangelium, 60.

Gelingendes Leben, wenn die Welt zerbricht²⁹ (Micha 6,8 / Mk 10,2-16)

Pfarrerin Katharina Opalka
22.10.23 (20. So. n. Trinitatis)

I Gelingendes Leben, wenn die Welt zerbricht

Liebe Gemeinde,

die Texte die, wir heute im Gottesdienst gehört haben, versuchen in ganz unterschiedlichen Zeiten, mit ganz unterschiedlichen Bildern, vor dem Hintergrund ganz unterschiedlicher Wertvorstellungen, zu ergründen, wie das gehen kann:

Ein gelingendes Leben führen, Zusammenleben erfüllend zu gestalten, in dieser oft chaotischen, komplexen, furchteinflößenden und manchmal zutiefst verstörenden Welt.

Die Erzählung vom Propheten Micha beschreibt es mit gewaltigen Bildern, wie es sich anfühlt, in einer Welt zu leben, in der jeder Schritt, in allen Lebensbereichen unsicher scheint:

„Denn siehe, der HERR geht aus von seiner Stätte und fährt herab und tritt auf die Höhen der Erde, dass die Berge unter ihm schmelzen und die Täler sich spalten, gleichwie Wachs vor dem Feuer zerschmilzt, wie die Wasser, die talwärts stürzen.“ Und dann: Der verzögerte, zärtliche, weisheitlich melodische Zuspruch, als ob es eine Antwort gibt, wie das Leben gelingen kann, der Wochenspruch, unter dem die kommende Woche steht: *„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der HERR von dir fordert: Recht halten und Güte lieben Und besonnen mitzugehen mit deinem Gott.“* „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist“ – es klingt als käme jetzt eine Aufzählung. Als wäre es eine Antwort auf den Wunsch nach einer sicheren Aussage, eine feste Liste, und dann kann es klappen. Ich lese die Erzählung von Jesus, die wir eben als Evangeliumstext gehört haben, auch so: Die Menge, die sich um ihn drängt, die einzelnen, die nachfragen, unbedingt wissen wollen: Wie kann das Leben gelingen? Ich verstehe den Zuspruch Michas, die Anfrage an Jesu als den Wunsch danach, eine Antwort zu finden, wie wir im Chaos unseres Lebens, angemessen handeln – und wie wir es bewältigen können, dass wir diese Frage immer wieder, neu und je neu stellen müssen.

²⁹ Die Predigerin war eingesprungen, weil Prof. Hauschildt krankheitsbedingt ausfiel, dabei ihr erste Vorüberlegungen zu seiner geplanten Predigt zugesandt hatte. Neu als Predigttext hinzugenommen wurde Micha 6,8. Dem entspricht auch der neue Titel der Predigt.

II „Recht halten“

Bei Micha lautet die erste Antwort, scheinbar eindeutig. „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist“ – „Recht halten“. Das Recht kennen, es wahrzunehmen und ernstzunehmen. Zu wissen, was die grundlegendsten Rechte sind, die nicht an-tastbaren Rechte, ohne die ein Zusammenleben nicht möglich ist. Doch es ist gar nicht so eindeutig, dieses Recht bleibt nicht nur abstrakt, sondern muss sich je-den Tag wieder, in jedem Moment in den Leben der Menschen erweisen.

Eberhard Hauschildt weist darauf hin, was geschieht, wenn dieses Recht wieder und wieder gelebt wird: Es gibt dabei Varianten, es vollziehen sich kulturelle Ver-änderungen, und die Stabilisierungsmuster von Sitten bis hin zu schriftlich fixier-ten Festlegungen funktionieren nur teilweise. Weil sie nicht eingehalten werden oder weil sie nicht auf Individuen passen. Die Sitten und die aufgeschriebenen Texte alleine sind es nicht. Auch wenn sie als religiöse Regeln gelten. Die Abso-lutheit der Geltung von Traditionen und Regeln ist an dem Sinn hinter den Regeln zu beziehen.

Das gilt dann auch für je spezifische Frage, solche wie die zur Kulturform der Ehe, die an Jesus gestellt wird (Mk10,2-9): Dass sich die Vorstellungen von Ehe än-dern, und all dem was sich damit verbindet, ist Teil einer gesellschaftlichen De-batte der letzten 60 Jahre. Es ist eine Debatte und Veränderung in der Gesell-schaft und auch in der Kirche, in den Kirchen, je nach dem. Diese gesellschaftli-chen Debatten und geänderten Selbstverständlichkeiten sind auch präsent, wenn wir das Evangelium für den heutigen Sonntag hören, die Anfrage nach der Ehe an Jesus und seine Antwort.

Ich verstehe das so: Wir können uns nicht mehr mit den Positionen identifizieren, mit den Argumenten anfreunden, um die hier gerungen wird. Aber vielleicht können wir uns damit identifizieren: *Dass* gerungen wird, diskutiert wird, nicht lockerlassen gelassen wird und unbedingt, wieder und wieder hinterfragt wird, wie das gelingen kann: Recht zu halten. Und manchmal bedeutet es, gegen die Texte und gegen das, was selbstverständlich war, zu argumentieren, wenn sie gelingendes Leben eher verhindern als ermöglichen.

Das Recht zu halten, heißt auch, Unrecht als solches zu benennen. Auch wenn es nicht einfach ist, sich dem Unrecht auszusetzen und es auszuhalten, dass Men-schen Unrecht angetan wurde und sich irgendwie weiterhin für das Recht einzu-setzen.

III Räume der Solidarität schaffen

Dafür braucht es Räume. Dass ist der nächste Satz im Wochenspruch bei Micha: Recht halten und Güte lieben. Das Wort hier für Güte im Hebräischen ist schwer zu übersetzen. Güte, vielleicht eine Form von *kindness*, ja, aber eine Güte, die nicht sanft und brav und wohlgefällig ist, sondern eine Form von Solidarität, von Einstehen für das gemeinschaftliche Leben. Eine Güte, die eckig und kantig ist, da, wo sie mit der Welt, und der eigenen Verzweiflung konfrontiert ist. Eine Güte, die es wagt, sich Räume vorzustellen, in denen Solidarität möglich ist, in denen über das gelingende Leben nachgedacht werden kann. Räume, in denen wir Verbündete finden, in denen wir uns aufeinander verlassen können, so wie Kinder sich auf Ihre Eltern verlassen können:

Kinder haben Eltern, Kinder brauchen Familie – genauer: Kinder brauchen zum Aufwachsen Menschen, die sich verlässlich um sie kümmern. Auf sich gestellt, hätten sie kein Essen und Trinken, nicht genug vor Schutz vor Kälte und Hitze und vor vielen Möglichkeiten sich sonst zu verletzen. Und noch mehr: sie brauchen, dass da Menschen sind, denen sie vertrauen können. All das ist überlebenswichtig für Kinder, je jünger desto mehr, und sie brauchen es über eine ganze Menge von Jahren.

Im Evangelium, das Markus zugeschrieben wird, folgt auf das Ringen darum, wie Recht gehalten und Leben gelingen kann, die Erzählung von der Segnung der Kinder (Mk 10,10-12): Im Zusammenspiel der Text von diesem Sonntag kann ich sie so lesen, dass Jesus einen Raum eröffnet, dieser kantigen Güte, für die Solidarität, mit den Eltern, die für ihre Kinder ein gelingendes Leben, eine bessere Welt erhoffen: Indem er sie zu sich holt und segnet.

Man erfährt in diesen Erzählungen nicht, wo sie hinterher hingehen, die Menschen: Die Pharisäer, die um die Frage nach dem gelingenden Leben ringen, die Kinder, die Jesus gesegnet hat, und ihre Eltern. Man erfährt nicht, wie sie danach weiter durchs Leben gehen, ob sie eine Antwort gefunden haben.

IV Mitgehen mit Gott/Unter dem Segen stehen

Im Wochenspruch, ist das das letzte: Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist: Recht halten und Chessed lieben. Und besonnen mitzugehen mit deinem Gott, einsichtig mitzugehen, vorsichtig, nachdenkend, behutsam, bewusst mitzugehen.

Das Wort zana, das an dieser Stelle im hebräischen Text steht, beschreibt, wie dieses Mitgehen aussieht. Es kommt sonst nirgends vor, besonnen, nachdenkend, behutsam. Vielleicht reicht es aus, es so zu verstehen: Nicht einfach so mitzugehen, mit Gott, im Glauben sich Gedanken darüber zu machen, wie dieses Mitgehen aussehen kann – und dann immer wieder neu danach zu fragen, wie Räume der solidarischen Güte gestaltet werden können, was es heißt, das Recht zu halten, in meinen täglichen Beziehungen, in meinem Verhalten zu mir und anderen, in meinen Hoffnungen und Ideen für die Welt.

V Um ein gelingendes Leben ringen, für unsere Kinder

Man kann diesen Vers wieder und wieder lesen, in alle Richtungen, als ein Prozess, der nie aufhört, und in dem man sich wieder und wieder findet. In den Momenten, in denen es schwer fällt, besonnen zu leben, nachzudenken, dann reicht schon das: um das Recht zu ringen. Und wenn man es dann noch schafft, Räume der Güte zu schaffen, für sich selbst und andere, dann ist das viel.

Und wenn man um das Recht ringt, sich fragt, was das heißt, für mich und mein Leben mit seinen alltäglichen Fragen, Recht zu halten, und wo ich die Kraft zu diesem Ringen herholen soll, in einer Welt, die von Hass und Krieg zerrissen ist, dann kann da die Ahnung sein, dass ich darin nicht alleine bin, mitgehe, und manchmal, manchmal mich gesegnet fühle – und mich an ein Vertrauen erinnere, wie es ein Kind hat. Amen.

Ist Konfliktvermeidung möglich? (Genesis 13, 1-12)

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost

29.10.23 (21. So. n. Trinitatis)

1 So zog Abram herauf aus Ägypten mit seiner Frau und mit allem, was er hatte, und Lot mit ihm ins Südland. 2 Abram aber war sehr reich an Vieh, Silber und Gold. 3 Und er zog immer weiter vom Südland bis nach Bethel, an die Stätte, wo zuerst sein Zelt war, zwischen Bethel und Ai, 4 eben an den Ort, wo er früher den Altar errichtet hatte. Dort rief er den Namen des HERRN an. 5 Lot aber, der mit Abram zog, hatte auch Schafe und Rinder und Zelte. 6 Und das Land konnte es nicht ertragen, dass sie beieinander wohnten; denn ihre Habe war groß und sie konnten nicht beieinander wohnen. 7 Und es war immer Zank zwischen den Hirten von Abrams Vieh und den Hirten von Lots Vieh. Es wohnten auch zu der Zeit die Kanaaniter und Perisiter im Lande. 8 Da sprach Abram zu Lot: Es soll kein Zank sein zwischen mir und dir und zwischen meinen und deinen Hirten; denn wir sind Brüder. 9 Steht dir nicht alles Land offen? Trenne dich doch von mir! Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten, oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken. 10 Da hob Lot seine Augen auf und sah die ganze Gegend am Jordan, dass sie wasserreich war. Denn bevor der HERR Sodom und Gomorra vernichtete, war sie bis nach Zoar hin wie der Garten des HERRN, gleichwie Ägyptenland. 11 Da erwählte sich Lot die ganze Gegend am Jordan und zog nach Osten. Also trennte sich ein Bruder von dem andern, 12 sodass Abram wohnte im Lande Kanaan und Lot in den Städten jener Gegend. Und Lot zog mit seinen Zelten bis nach Sodom. 13 Aber die Leute zu Sodom waren böse und sündigten sehr wider den HERRN.

Liebe Gemeinde,

ist Konfliktvermeidung möglich? So lautet das Thema, mit dem der Universitätsprediger diesen 21. Sonntag nach Trinitatis überschrieben hat. Gegenwartspredigten erwartet er im Untertitel der Reihe von seinen Kolleginnen und Kollegen im Predigtamt. Wenn wir den Bibeltext, Genesis 13,1-12 und unsere Gegenwart mit ihren Kriegen und Konflikten betrachten, dann kann man nur sagen, nein, Konfliktvermeidung ist den Menschen mit ihrem Aggressionspotenzial offenbar nicht möglich.

Konfliktbearbeitung aber, wie sie Abraham im Zusammenleben mit seinem Nefen Loth betreibt, scheint möglich zu sein, andernfalls hätte sich die Menschheit schon längst selbst ausgelöscht! Nicht von ungefähr kann man die Bibel in vielen Teilen als ein Buch der Konfliktbearbeitung betrachten. Gerade weil Konfliktvermeidung den Menschen im Grunde wesensmäßig nicht möglich ist, muss die Anleitung zur Konfliktbearbeitung immer wieder in Geschichten und Anweisungen beschrieben werden, seit Kain und Abel. Das gilt im Übrigen für alle Weltreligionen.

Die Lieder, die wir heute singen, und die Texte, die gesprochen werden, gehören zu der großen, christlichen Praxis der Konfliktbearbeitung. Die Bitte um Frieden

wird oft im Konjunktiv formuliert, „wenn wir wie Brüder beieinander wohnten“³⁰, haben wir vorhin gesungen, weil man das erhofft, aber realistisch genug ist, zu wissen, was schon in der Sintflut-Geschichte zu lesen steht: Das Trachten des Menschenherzen ist böse von Jugend auf; der Apostel Paulus mahnt noch Jahrhunderte später die Gemeinde in Rom: Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.

Um aber doch eine direkte, wenn auch enttäuschende Antwort auf die Frage der Überschrift zu geben: Konfliktvermeidung im Wortsinn ist nur möglich, wenn man sich aus dem Weg geht oder sich unterwirft. Beides sind keine reifen Verhaltensweisen. Manche Konfliktvermeidung erweist sich als ein Krankheitssymptom. Manche Konfliktvermeidung ist krank oder macht krank, etwa wenn Eltern ihre Kinder nicht mit der Realität konfrontieren wollen, der Auseinandersetzung lieber aus dem Weg gehen.

Konfliktbearbeitung bleibt den Menschen als Aufgabe ein Leben lang gestellt. Auch Abraham mit Lot, der den Konflikt nicht vermied, sondern bearbeitet hat, zweifellos sehr klug, aber nicht unterwürfig, sondern mit Vernunft und Einsicht in die Verhaltensmöglichkeiten seines Neffen. Und er war dabei auf jeden Fall so vernünftig, sich nicht von der Glamour-Kultur in Sodom reizen zu lassen. Diesen Konflikt mit der Stadtkultur, die ihm als Viehzüchter fremd war, hat er tatsächlich vermieden. Er hat sich mit seiner Familie und mit seiner Habe weiter im Norden von Israel niedergelassen, in der Nähe von Bethel, wo er viele Jahre zuvor eine Stätte zur Verehrung Gottes errichtet hatte.

Diese kluge Konfliktvermeidung durch Distanzierung ist im Alltag der Gesellschaft der Gegenwart selten möglich. Wir können uns unsere Nachbarn nur im Ausnahmefall aussuchen und müssen mit deren und unseren Eigenheiten zurechtkommen. Deshalb gibt es in unserer Gesellschaft verschiedene Konfliktbearbeitungsprogramme, vor allem natürlich die gesetzlichen Regelungen des Zusammenlebens, die von Gerichten überwacht werden, unter Völkern gibt es immer schon die Mittel der Diplomatie, und dann in neuester Zeit die Einrichtung und Aneignung von Mediationsprogrammen, die im Streitfall zu vermitteln versuchen, alles dies sind Formen der Konfliktbearbeitung.

Auf eine ganz neue Herausforderung trifft unsere Gesellschaft durch die Zuwanderer und Flüchtlinge aus aller Welt. Wie kann in der Begegnung mit dem Fremden Konfliktbearbeitung so gestaltet werden, dass die Beteiligten in diesen Begegnungen gewinnen und nicht noch mehr verlieren als nur ihre Heimat, ihre

³⁰ Evangelisches Gesangbuch, Lied 221 „Das sollt ihre Jesus Jünger die vergessen“, hier 2. Strophe 1. Zeile

Freunde und ihre Kultur. Und das meine ich durchaus in beiden Richtungen: auch viele unserer Mitmenschen in Deutschland haben Angst, entwurzelt, entfremdet zu werden von der Welt, die ihnen vertraut war.

Immer wieder höre ich von Freunden und Verwandten, dass es ihnen Angst macht, wenn sie in der Stadt kein Wort mehr verstehen, was dort gesprochen wird, von Menschen, die erkennbar, aus der Ferne gekommen sind. Da ist der Begriff Konfliktvermeidung ziemlich euphemistisch, aber leider treffend, denn die Begegnungen, die Angst machen, denen möchte man schon lieber ausweichen.

Ob die Bewohner des Landes Kanaan von Sorgen geängstigt waren, wie viele Menschen in Deutschland heute, als Abraham und Loth mit ihren Herden in ihr Land einzogen? Das kann man sich durchaus vorstellen, aber wir wissen nicht, wie sie damit umgegangen sind. Es gibt keine Erklärung, wer sie gewesen sein könnten, über die Perisiter und Kanaaniter schweigt die Genesis.

Aus den wenigen Erwähnungen im Buch Josua kann man allenfalls schließen, dass sich die Perisiter mit Gewalt gegen die Landnahme Israels gewehrt haben und dabei in die Gebirge des Landes Kanaan verdrängt worden sind. Die Berichte über Menschenopfer und Sodomie in diesem Stamm sind heute nicht mehr nachzuprüfen, ob es etwa auch ideologische Übertreibungen waren, wie man sie aus den Auseinandersetzungen in Europa heute leidvoll kennt, wenn etwa der Ukraine nationalsozialistische Motive unterstellt werden?

Jedenfalls spricht vieles dafür, dass die Zivilisation weiterhin große Mühe hat, sich in der Menschheit durchzusetzen und Konfliktvermeidung die Ausnahme darstellt, Konfliktbearbeitung und Eindämmung von Gewalt aber schon als Zeichen von Hochkultur geschätzt werden müssen.

Ich weiß, dass auch in christlichen Kirchen und Gemeinden immer wieder Gewalttaten begangen wurden und wohl auch noch begangen werden, sei es, um sich gegen Gewalttäter zu wehren, aber der Grund für viele Menschen meiner Generation, nach Wegen gewaltloser Konfliktbearbeitung zu suchen, ist doch die Erfahrung von staatlicher Gewalt in der NS-Zeit und im sowjetischen Machtbereich. Mein Entschluss zum Theologiestudium hat jedenfalls viel mit der Erfahrung von 1968 mit der gewaltsamen Niederschlagung des Prager Frühlings zu tun und mit dem Aufkommen der Friedensbewegung in Europa.

So bleibt mir über 50 Jahre später nur das Festhalten an der christlichen Praxis der Konfliktbearbeitung durch Singen und Beten, d.h. auch durch kulturelle, pädagogische Einwirkung auf die Menschen, die uns anvertraut sind.

Die beiden Lieder, die wir nun noch singen werden, sind Ausdruck dieser christlich pädagogischen Bemühungen seit den frühen sechziger Jahren. „Herr, gib mir Mut zum Brücken bauen“ – ein Lied des württembergischen Pfarrers Kurt Rommel, ich habe es in der Grundschule in Stuttgart-Rohracker mit den Kinder der dritten und vierten Klasse oft gesungen. Und das andere: „Gib Frieden, Herr, gib Frieden“ ist mir vertraut geworden durch den Übersetzer aus dem Niederländischen ins Deutsche Jürgen Henkys, der aus der Rheinischen Kirche nach Ostdeutschland ging, 1954. Jahre später wurde er Dozent am Predigerseminar in Brandenburg an der Havel und hat dann als Professor an der Humboldt Universität Theologie-Studenten in ihr Berufsleben begleitet.

Und doch muss noch ein letztes Wort zur Konfliktverarbeitung gesagt werden, im Rückblick auf die Friedensbewegung in Deutschland in den 1970er und 80er Jahren, der sich am letzten Sonntag aufdrängte, da wir alten Friedensbewegten auf die Menschenkette vor 40 Jahren zurückblickten. Ich habe damals bei einem Studienfreund, der in Urspring, einem Dorf an der Bahnstrecke, Stuttgart-Ulm auf der schwäbischen Alb Pfarrer war, in zwei Gottesdiensten für die Teilnehmer an der Menschenkette, einer Kundgebung gegen die Nachrüstung in Westeuropa, gepredigt und dabei zwei symbolische Geschenke überbracht, eine Kette und ein Kreuz, und dazu gesagt:

„Die Kette ist das Zeichen, dass sie kein Einsiedler sind, sie leben mit anderen Menschen zusammen. Sie sind mit ihrem Leben immer ein Glied in einer Menschenkette.

Aber geben Sie acht: auch eine haltbare Kette schützt nicht vor völliger Verwirrung, vor Knoten und je länger die Kette ist, umso schneller kann sie sich verknoten. Dann werden Glieder unter Umständen gefesselt, ja stranguliert. Die Menschenkette ist unübersehbar lang, denn alle Menschen gehören dazu. Heute haben wir eine Ahnung davon bekommen, wie lang die Kette der Menschen ist, aber auch, wie viele Glieder noch fehlen Die Kette ist lang. Versuchen Sie deshalb Anfang und Ende der Kette möglichst zusammen zu halten, auch wenn es schwer ist, die Enden, die Extreme zusammenzuschließen.

Wozu aber noch das Kreuz? Reicht es nicht, dass wir uns an unserer Gemeinsamkeit freuen? Wir wollen unsere Brüderlichkeit auskosten. Wir wollen überleben.

Im Namen Jesu Christi aber müssen wir sagen, können uns nicht beruhigen damit, dass wir leben und vielleicht noch unsere Freunde, wir können nicht am Kreuz Christi aus dieser Welt hinausklettern, nicht in die Privatheit unseres Herzens, aber auch nicht in eine allgemeine Weltverantwortung, die die Verhältnisse wohl sieht, aber nur beklagt. Das Kreuz Christie ist ein Koordinationssystem fürs Leben in dieser Welt. Es gehört ein mutiges und freies Herz dazu, sich über die Schrecken militärische Macht im Klaren zu sein, und gerade deshalb der Macht gesprochener Worte, der Faszination vertrauensvoller Geste mehr zuzutrauen.

Sich über das Elend von Hunger und Krankheit, sich über Habgier und Macht,-Instinkte nicht zu täuschen und doch freigiebig und weitsichtig die Not bei anderen zu sehen und auf Abhilfe zu sinnen,

Sich über die Todkrankheit unserer Natur Rechenschaft abzulegen und sich doch immer wieder an ihr zu freuen und für ihre Erhaltung zu werben.

Sich auch dann noch für das Leben der Menschen einzusetzen, wenn alle nur noch ans eigene Überleben denken, auch alle, die, die doch genau wissen: viele Menschen bilden zusammen eine Kette.

Wenn uns der Mut sinkt, dass sich die Menschen eben doch immer wieder zerreißen, dann mag uns die Erinnerung an den heutigen Tag, an die Menschenkette über die Resignation hinweg helfen. Wenn wir, wie Christus unser Leben als Geschenk aus Gottes Hand nehmen, dann fallen all die Panzer weg, die wir zu unserem Schutz brauchten. Dann kann die Hoffnung wachsen, dass es einen Weg aus der Verstrickung gibt. Gewiss, wir werden verletzlich, aber wir werden auch verlässlich! Boten der Liebe Gottes, auf die Verlass ist, weil sie nach dem Willen Gottes in dieser Welt suchen und nicht nach ihrem eigenen Willen, die dem verletzten Nächsten nicht ihre eigene Diagnose stellen, sondern mit ihm sein Leben und seine Wunden im rechten Licht zu sehen, versuchen.“

Dazu gebe uns Gott immer wieder Geist und Kraft. Amen.

Woran erkennt man eigentlich falsche Propheten? (Jer 29, 1.4-14)

Prof. Dr. Wolfram Kinzig zusammen mit M.A. Barbara Loose³¹

05.11.23 (22. So. n. Trinitatis)

¹ Und dies sind die Worte des Briefs, den Jeremia, der Prophet, aus Jerusalem gesandt hat an den Rest der Ältesten der Verbannten und an die Priester und an die Propheten und an alles Volk, das Nebukadnessar in die Verbannung geführt hatte von Jerusalem nach Babel, ² nachdem Jechonja, der König, und die Gebieterin und die Eunuchen, die Fürsten von Juda und Jerusalem und die Handwerker und die Schlosser fortgezogen waren aus Jerusalem. ³ Er hat ihn gesandt durch Elasa, den Sohn des Schafan, und durch Gemarja, den Sohn des Chilkija, die Zidkija, der König von Juda, nach Babel gesandt hatte zu Nebukadnessar, dem König von Babel; er lautete: ⁴ So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels, zu allen Verbannten, die ich in die Verbannung geführt habe, von Jerusalem nach Babel: ⁵ Baut Häuser und wohnt darin, pflanzt Gärten und esst ihre Frucht, ⁶ nehmt Frauen und zeugt Söhne und Töchter, und nehmt Frauen für eure Söhne und gebt eure Töchter Männern, damit sie Söhne und Töchter gebären, damit ihr dort zahlreicher werdet und nicht weniger. ⁷ Und sucht das Wohl der Stadt, in die ich euch in die Verbannung geführt habe, und betet für sie zum Herrn, denn in ihrem Wohl wird euer Wohl liegen. ⁸ So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels: Eure Propheten, die in eurer Mitte sind, und eure Wahrsager sollen euch nicht täuschen; und hört nicht auf die Träume, die ihr euch von ihnen träumen lasst. ⁹ Denn verlogen weissagen sie euch in meinem Namen. Ich habe sie nicht gesandt! Spruch des Herrn. ¹⁰ Denn so spricht der Herr: Erst wenn siebzig Jahre erfüllt sind für Babel, werde ich mich um euch kümmern. Dann werde ich mein gutes Wort an euch einlösen und euch zurückbringen an diese Stätte. ¹¹ Denn ich, ich kenne die Gedanken, die ich über euch denke, Spruch des Herrn, Gedanken des Friedens und nicht zum Unheil, um euch eine Zukunft zu geben und Hoffnung. ¹² Und ihr werdet mich rufen, und ihr werdet kommen, und ihr werdet zu mir beten, und ich werde euch erhören. ¹³ Und ihr werdet mich suchen, und ihr werdet mich finden, wenn ihr nach mir fragt mit eurem ganzen Herzen. ¹⁴ Dann werde ich mich für euch finden lassen, Spruch des Herrn, und ich werde euer Geschick wenden und euch sammeln aus allen Nationen und aus allen Orten, wohin ich euch versprengt habe, Spruch des Herrn, und ich werde euch zurückbringen an die Stätte, von der ich euch in die Verbannung geführt habe.
[Zürcher Bibel]

Vertreibung

(Kinzig:) Meine Mutter ist aus ihrer Heimat vertrieben worden. Sie stammte aus Ostpreußen, aus Tilsit – heute Sowetsk in Russland, direkt an der Grenze zu Litauen gelegen. Wie so viele andere musste sie mit ihrer Familie in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs vor der heranrückenden Roten Armee fliehen. Ich habe noch gut den ostpreußischen Singsang meiner Verwandten im Ohr. Er ist mittlerweile fast ausgestorben.

³¹ Barbara Loose ist Geschäftsführerin des Zentrums für Religion und Gesellschaft (ZERG)

Meine Mutter war nicht nostalgisch – sie ging zwar hin und wieder zu Treffen der Ostpreußen, aber sie hat der verlorenen Heimat eigentlich nicht nachgetrauert. Sie sagte immer: „Was vorbei ist, ist vorbei.“ In Westdeutschland hat sie „das Wohl der Stadt“ gesucht, hat geheiratet und Kinder bekommen. Sie hätte mit dem Wort des Propheten Jeremia einiges anfangen können. Wer weiß, ob sie nach siebzig Jahren hätte heimkehren wollen? Im Alter ist sie mit meinem Vater einmal in ihre Heimatstadt Tilsit gereist, aber es hatte sich alles verändert.

Doch viele der sogenannten Heimatvertriebenen – es waren fast 12 Millionen – haben nach dem Zweiten Weltkrieg mit ihrem Schicksal schwer gehadert – sie wollten ihre alte Heimat wiederhaben. Und viele westdeutsche Politiker haben sie in dieser Hoffnung bestärkt.

(Loose:) Auch heute werden Menschen aus ihrer Heimat vertrieben wie die Armenier aus Bergkarabach. Der Krieg in der Ukraine wütet nun schon seit eineinhalb Jahren und hat ebenfalls große Fluchtbewegungen zur Folge. Auch der Krieg zwischen Israel und den Palästinensern führt dazu, dass Menschen ihre Heimat verlassen müssen. Andere müssen wegen Hunger und wirtschaftlicher Not in der Fremde, vielleicht in Europa, eine ungewisse Zukunft suchen. Sie stranden am Mittelmeer in Lagern, in denen unmenschliche Zustände herrschen, und viele ertrinken beim Versuch, Europa zu erreichen – von Lügenpropheten verführt, die ihnen einreden, in Europa sei alles besser, und die mit der Fluchthilfe viel Geld verdienen. Die, die es schaffen, sitzen lange Zeit in überfüllten „Ankerzentren“ fest – oft viele Monate. Genauso wie die nach Babylonien verschleppten Israeliten hoffen die meisten Vertriebenen und Geflüchteten auf eine baldige Rückkehr in ihr Heimatland. Und auch für sie ist vollkommen ungewiss, wann dieser Zeitpunkt kommen wird und ob er überhaupt kommen wird. Wenn sie nicht zurückkönnen, weil ihre Heimat bombardiert wird, oder nicht zurückwollen, weil das Elend dort, wo sie herkommen, so groß ist, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich in ihrer neuen Situation einzurichten.

Der Brief des Propheten

(Kinzig:) Unser Predigttext ist ursprünglich ein Brief, den der Prophet Jeremia zwischen 597 und 587/86 an Israeliten gerichtet hatte, die von dem König des Neubabylonischen Reiches Nebukadnezar II. nach Babylon verschleppt worden waren. Er wurde aber später überarbeitet und hat darum bei Kommentatoren zu literarkritischen Thesen Anlass gegeben, bei denen einem schwindlig werden kann. Sei's drum. Nehmen wir den Text, so wie er jetzt ist!

Dann hat er freilich eine merkwürdig ambivalente Botschaft. Er fordert die Israeliten dazu auf, sich mit ihrer gegenwärtigen Situation zu arrangieren. Ja, mehr noch: Die Verschleppten sollen Babylonien zu ihrer Heimat machen: Sie sollen Häuser bauen, Ackerbau treiben und Familien gründen. „Ihr sollt dort zahlreicher werden und nicht weniger“, schreibt der Prophet. Und dann kommt der oft zitierte Spitzensatz: „Und sucht das Wohl der Stadt, in die ich euch in die Verbannung geführt habe, und betet für sie zum Herrn, denn in ihrem Wohl wird euer Wohl liegen.“ Die Israeliten sollen nicht nur ihr Los akzeptieren – sie sollen sogar noch den „Schalom“, das Wohlergehen ihrer Feinde, die sie entführt haben, mehren, ja für sie sogar zu Gott beten.

Exil

(Loose:) Sich einrichten in der Fremde? Ja, die ausbeuterische Herrschaft der Neubabylonier noch unterstützen? Konnte man nicht darauf hoffen, dass der starke Arm des Gottes Israels dieser Herrschaft sehr bald ein Ende setzen würde? So behaupteten dies offenbar gewisse Propheten und Wahrsager – ihre Traumdeutungen wiesen genau darauf hin. Sie sagten voraus, dass das Exil nur von kurzer Dauer sein werde – also Provisorium statt Festansiedlung, Hoffnung auf Befreiung statt Hinnahme des status quo, baldige triumphale Rückkehr in die vertraute Heimat statt Fremdheitsgefühl und Unterdrückung im fernen Land.

Aber das entsprach nicht der Realität: Die Israeliten waren den Babyloniern unterworfen – sie hatten keinen Spielraum, sie konnten nicht davonziehen. Ihre Herren waren ihnen militärisch überlegen. Die Propheten sprachen nicht die Wahrheit. Sie behaupteten, im Namen des Gottes Israels zu reden – doch das ist *b^esheker*, verlogen, sagt Jeremia.

Lügenpropheten

(Kinzig:) Lügenpropheten gibt es überall: in der Politik, in den Medien, in der Wissenschaft. Sie geben vor, über eine höhere Weisheit zu verfügen. Sie sagen, so *war* die Welt, so *ist* sie, und so *wird* sie sein, als hätten sie einen tieferen Einblick in das Schicksal oder in das Getriebe, das die Welt am Laufen hält, als wüssten sie, wie die Welt „funktioniert“. In Wahrheit wecken sie bei ihren Zuhörern unbegründete Hoffnungen oder gegenstandslose Ängste. Sie reden den Menschen ein, die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen, statt sie nüchtern zu betrachten: in ihren dunklen wie in ihren hellen Seiten.

Lügenpropheten sind Vereinfacher: Sie reduzieren komplexe Zusammenhänge auf simple Parolen und versprechen schnelle Patentrezepte für Probleme, zu deren Lösung es in Wahrheit großer Geduld bedarf.

Lügenpropheten tun dies, weil sie sich davon persönlichen Gewinn versprechen: weil sie damit Geld verdienen, weil sie ihre Karriere befördern oder Macht gewinnen. Jeremia sagt: Hütet euch vor den Lügenpropheten! Er sticht hinein in diese falschen Träume und lässt sie platzen wie Seifenblasen. Ausgeträumt.

Träume

(Loose:) Neulich habe ich wieder einmal meine Großmutter besucht. Diese Treffen bei einem heißen Kaffee und einem Käsebrötchen haben längst Tradition bei uns. Wir lachen zusammen, manchmal musizieren wir, aber vor allem reden wir über Gott und die Welt, über Leben und Tod, Hoffnungen und Träume. Dieses Mal haben wir über Kindheitsträume gesprochen. Meine Oma erzählte mir, dass sie als Kind, das im Krieg groß geworden ist, davon geträumt hat, irgendwann nicht mehr nachts vom Fliegeralarm aus dem Schlaf gerissen zu werden. Das brachte mich ans Nachdenken. Als ich in demselben Alter war, so etwa 13 oder 14, waren meine Träume doch viel banaler. Mein größter Traum war damals wohl, eine bekannte Opernsängerin zu werden, eine zweite Cecilia Bartoli oder Frederica von Stade. Oder vielleicht Ärztin und mit „Ärzte ohne Grenzen“ Menschen in Not helfen. Oder einen kleinen eigenen Buchladen aufzumachen. Alles war möglich, alle Türen standen offen.

Noch heute habe ich im Ohr, was viele Leute gesagt haben, als ich von diesen Träumen erzählte: „Opernsängerin? Nein, dafür hast du nicht das Zeug und spielst längst nicht gut genug Klavier. Und außerdem macht man sein Hobby nicht zum Beruf! – Ärzte ohne Grenzen? DU? Als Frau? In Afrika? Das ist doch viel zu gefährlich. Und überhaupt nicht familienkompatibel. – Ein Buchladen? Heutzutage in Zeiten von Amazon und großen Ketten wie Thalia? Das kannst du vergessen!“ Es ist erstaunlich, wie sich Menschen dazu berufen fühlen, anderen einzureden, dass ihre Träume unrealistisch seien.

Eine große Operndiva bin ich gleichwohl nicht geworden, und wer weiß, ob ich damit überhaupt glücklich gewesen wäre. Den Traum auf einer Opernbühne zu stehen, musste ich aber dennoch nicht ganz aufgeben, er hat sich vielmehr mit der Zeit verändert – ich habe mich an die Realitäten angepasst und singe mit großer Begeisterung im Opernchor.

Am Ende unseres Gesprächs nahm meine Oma meine Hand und sagte: „Weißt du, Schätzchen, eigentlich ist es ja auch gar nicht schlimm, wenn nicht alle Träume wahr werden. Man muss ja auch realistische Träume von Luftschlössern unterscheiden. Aber lass dir nicht von anderen einreden, dass sie nicht wahr werden können!“ Und sagte sie mir damit nicht genau das, was vor zweieinhalb Jahrtausenden Jeremia den vertriebenen Israeliten schrieb? „Lasst euch durch die Propheten, die bei euch sind, und durch die Wahrsager nicht betrügen, und hört nicht auf die Voraussagen, die sie unter Berufung auf eine höhere Macht von sich geben!“ Vielleicht meinte er damit genau das gleiche wie meine Oma, nämlich dass man sich durch andere nicht verunsichern lassen soll; dass man nicht darauf hören soll, wenn andere einem Probleme prophezeien, sondern in sich hineinhört und selbst entscheidet, ob ein Traum Realität werden kann oder nicht. Und manchmal gehört dann eben auch ein bisschen Durchhaltevermögen dazu – wie bei den Juden, die siebzig Jahre ausharren mussten, bis sie in ihre Heimat zurückgeführt wurden.

(Kinzig:) Träume spielen in den verschiedenen Lebensphasen eine sehr unterschiedliche Rolle. Jungen Menschen steht die Welt offen. Ich hatte auch viele Träume. Einige erwiesen sich als nicht realistisch, und ich bin im nachhinein froh, dass ich nicht zu viel Zeit auf sie verschwendet habe. Dann aber hatte ich das große Glück, einen anderen Traum mit meinem Beruf verbinden zu können, nämlich – mit Goethe gesprochen – dem nachzugehen, was die Welt im Innersten zusammenhält. Von meinen Illusionen habe ich Abschied genommen, aber den einen Traum verfolge ich 45 Jahre später immer noch.

Gleichzeitig bin ich in einem Lebensalter, in dem mir auch klar ist, dass sich meine Lebensressourcen immer weiter verringern. Der Horizont wird enger. Bestimmte Träume werden ganz sicher nicht mehr in Erfüllung gehen: Ich werde keinen Ironman-Wettbewerb mehr absolvieren und nicht mehr professionell Fußball spielen. Aber den Traum, der Wahrheit auf die Spur zu kommen – den habe ich nicht aufgegeben.

Und was ist, wenn ich meinen Lebenstraum nicht verwirklichen kann, wenn ich nicht herausfinde, was die Welt im Innersten zusammenhält? Der Prophet sagt vielleicht: Das ist nicht schlimm. Leben *ist* so. Leben ist *immer* Annäherung. Der Apostel Paulus stimmt ihm zu: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin“ (1 Kor 13,12). Wahre Erfüllung gibt es in diesem Leben nicht – wer das verheißt, sagt die Unwahrheit. Wer den Israeliten verspricht, sie würden bald zurückkehren können, der ist

ein Lügenprophet. Die jetzige Generation wird die Rückkehr nach Jerusalem nicht mehr erleben. Vielleicht stellt sie ja auch nach einiger Zeit fest, dass es da, wo sie jetzt sind, erträglicher ist als in der alten Heimat? *L'Shana Haba'ah B'Yerushalayim* wünschen sich die Juden an Pessach und Jom Kippur: „Nächstes Jahr in Jerusalem!“ Das ist ein Traum, der für die allermeisten nicht in Erfüllung gehen wird – weil ihnen das Geld fehlt oder die Energie oder weil sie sich einfach dort wohl fühlen, wo sie sind

Und wir Christen: Werden wir noch leben, wenn der Herr wiederkommen wird? Man weiß es nicht, aber wohl eher nicht. Und dennoch: Sollten wir nicht davon träumen, dass Schwerter zu Pflugscharen geschmiedet werden? Ist es nicht sinnvoll, für eine gewaltfreie Welt einzutreten, auch wenn wir von vornherein wissen, dass wir die Verwirklichung unseres Traumes nicht erleben werden?

Heimkehr

(Loose:) Der Prophet verspricht den Israeliten, dass sie nach siebenzig Jahren wieder heimkehren werden. Doch was erwartet sie dann dort? Vermutlich war unter den Rückkehrenden niemand mehr, der sich noch aus eigenem Erleben an Israel erinnerte. Was war von der Heimat übrig geblieben? Die alten Häuser waren wahrscheinlich längst zerstört und zerfallen, und auf den Feldern arbeiteten fremde Menschen. Konnte man sich dann dort wirklich wieder heimisch fühlen, oder war nicht doch mittlerweile das Exil zur Heimat geworden – vor allem für die, die sich an Gottes Botschaft gehalten, Häuser gebaut, den Acker bestellt und Familien gegründet hatten? Siebenzig Jahre sind eine lange Zeit, auch für heutige Verhältnisse. Ich könnte mir vorstellen, dass die Gefühle der Israeliten in dem Moment, als sie wieder in ihre Heimat zurückkehren konnten, durchaus gespalten waren: Da waren bestimmt einige, die begeistert ihre Sachen gepackt und den Weg zurück angetreten haben, die jubelten, als sie den Zion wiedersahen. Andere sind etwas zögerlich aufgebrochen. Sie fühlten sich nach ihrer Ankunft in Israel zunächst fremd. Sie brauchten Zeit, um sich in der alten Heimat auch wieder heimisch zu fühlen. Und schließlich gab es auch welche, die gar nicht mehr aufgebrochen, sondern einfach im Exil geblieben sind, weil Babylonien in den siebenzig Jahren für die Exulanten der zweiten Generation zu einer neuen Heimat geworden war, weil sie Babylonierinnen geheiratet hatten und ihre Kinder nur noch gebrochen Hebräisch sprachen.

Und so ist es ja auch heute: Zahlreiche Gastarbeiter, die nach dem Krieg hergekommen sind, haben in Deutschland eine neue Heimat gefunden, und ihre Enkel

sprechen oft nicht mal mehr die Sprache des Herkunftslandes. Viele der syrischen Geflüchteten, die 2015/16 nach Europa kamen, haben sich hier eingefunden, schicken ihre Kinder zur Schule und haben eine Arbeit aufgenommen – bestimmt werden auch sie nicht alle nach Syrien zurückkehren.

Gott sprach zu den Israeliten:

„⁵ Baut Häuser und wohnt darin, pflanzt Gärten und esst ihre Frucht,⁶ nehmt Frauen und zeugt Söhne und Töchter, und nehmt Frauen für eure Söhne und gebt eure Töchter Männern, damit sie Söhne und Töchter gebären, damit ihr dort zahlreicher werdet und nicht weniger. ⁷ Und sucht das Wohl der Stadt, in die ich euch in die Verbannung geführt habe, und betet für sie zum Herrn, denn in ihrem Wohl wird euer Wohl liegen.“

Auf diese Weise kann auch aus einem Exil eine neue Heimat werden.

(Kinzig:) Am Ende sind die Israeliten doch in ihr Land zurückgekehrt – so wie es Jeremia vorausgesagt hatte – , aber es hat länger gedauert. Wir werden auch eines Tages in unsere himmlische Heimat zurückkehren. Unsere Heimat, das ist die Nähe zu Gott, das himmlische Jerusalem, dessen Bürger wir sind (Phil 3,20), der Ort, wo kein Raum mehr sein wird für die menschliche Sünde, die Mordlust, die Geldgier und der Machthunger, wo die Tränen der geschundenen Menschen hier auf Erden getrocknet und sie heil gemacht werden, wo der Teufel und der Tod verspottet werden, weil sich ihre Drohungen als Popanz erwiesen haben.

„Es wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesät in Niedrigkeit und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesät in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft“ (1 Kor 15,42-43) – das ist die Verheißung des Neuen Testaments. Es ist eine Verheißung, die nicht heute oder morgen in Erfüllung gehen wird, aber sie *wird* sich erfüllen. Es ist eine Verheißung, von der wir träumen dürfen.

Brauchen wir nicht gerade heute in Zeiten von Krieg und Gewalt Menschen, die an diesen Träumen festhalten, die sich nicht von Polemik und sogenannten „alternativen Fakten“ verunsichern lassen? Menschen, die mit voller Überzeugung im Hier und Jetzt, jeder an seinem Ort, mit beiden Beinen auf der Erde, nüchtern und realistisch und doch voller Hoffnung an ihrem Traum von einer besseren, friedvollen Zukunft festhalten und an seiner Verwirklichung arbeiten? Wenn wir „das Wohl der Stadt“ suchen, dann wird Gott sich finden lassen, dann wird er unser Geschick wenden und uns in die Heimat zurückbringen. Amen.

Das Seufzen der Schöpfung spüren und zugleich Zukunftshoffnung haben?

(Röm 8, 18-25)

[Gottesdienst in englischer Sprache³²]

Dr. Matthew Ryan Robinson

12.11.23 (Drittl. So. d. Kirchenjahres)

The Child and the Beggar: Romans 8, St. Martin and Understanding through Hope

A cozy bustle filled the room of the church cafe-turned-crafting room on the evening of the St. Martin's festivities. "Here, see, you can take these pieces of colored tissue paper and glue them onto the glass of this old marmalade jar," said the lead volunteer, as she stopped to help one new child in particular who appeared not to know what to do really or what the hubbub was all about. "Yes, just like that. And here's another one. Good. Now, wait, this time use a different color, ok? The light of the candle will shine so prettily from the inside if you coat the jar with several different colors: now red, ok? Here are a few orange pieces. Ooh, let's now try some emerald and, um, ah here, some of these sky blue and midnight blue bits." The woman stood and placed her hands on her hips, looking with a smile at the quiet child who held the jar insecurely in their small hands. "Well! It's not perfect," she continued, "but isn't it beautiful? Keep going, just like that. And once you have glued on enough pieces to cover the whole jar, we will put a little tea candle in there, and, you'll see: it will shine just like the light in the church windows."

The child carried on, studiously following the instructions the kind woman had given while also stealing glances at the work of the two other children sitting at the same table in the cafe on that dark, cool November evening. The children were crafting something they called "*Laternen*." The new child was not yet sure what that might be, though they repeated the word again and again in a kind of song... "*Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne...*"

Sorted at tables around the room sat 10-15 children, along with as many parents and a handful of other grownups who, it seemed, were probably always there, just like the pews and the altar and the baptismal. Everyone was busy doing something. "Do you need more colored tissue paper, dear?" "Oh, that candle will

³² Der Gottesdienst fand überwiegend in englischer Sprache statt; die Predigt gab es auch in deutscher Sprache zum Mitlesen, wenn gewünscht. Hier ist die englische Fassung abgedruckt. Erzählt wird die Perspektive eine Kindes englischer Muttersprache und dessen erste Erfahrung mit der deutschen Sankt Martin-Tradition.

never work; I tried to use one of those three years in a row before I figured that out! But, wait, I've brought some extras of this sort; they're really just perfect. Let me grab one for you from my bag." The child let all of this soak in and considered what it might mean. A combination of "Ordnung" and familiarity animated the room. Even those who were doing nothing appeared to be appropriately busy. The other children, for example, who had finished their "Laternen", congregated in a huddle, with "Laternen" of paper mache and glass and colored tissue paper - all now hanging by wire and string from the end of sticks. They were waving them joyfully and dangerously at one another, threatening to bring about prematurely the destructive end to which all children's craftworks seem destined.

The woman organizing the gathering came back around to the child's table, just as he was placing the last bit of colored paper on the outside of the glass jar. She produced a tea candle and lighter from the pocket of her sweater and, upon lighting candle between her fingers, dropped it into the jar. "There. Isn't it beautiful? See how the wiggling flame makes the colors seem to dance, too?" The child said nothing, but watched the colored light coming through the glass with quiet fascination and delight. It was just like the church windows. There too were the sun setting in the red and orange and yellow and the moon and the stars shining through the midnight blue. "Sonne, Mond und Sterne," the child hummed quietly. "Laterne, Laterne..."

It was soon announced that the time had come to join the train [in German: den "Zug"]. It came as an even greater surprise to the child that they would now apparently be boarding a train. But in due course, the other children lined up along the wall in front of the cafe door with a fine collection of more or less finished "Laternen". Ah, there was to be a parade, not a train; or rather, it seemed "Zug" must mean parade as well as train. They were a motley troupe: Some with jackets and scarves and gloves, despite it being nearly 20 degrees outside. Others in pullovers. Young and old. German, French, American, Syrian, Chinese. Some born in Germany, some of families living in Bonn on short-term assignments. But none of that really mattered to the children: They were ready to plunge into the darkness and lustily drive it away, armed with nothing but twinkling tea candles and a song: "Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne."

And so out they marched. They processed around the neighborhood "auf und nieder" for a good half an hour. They sang and sang. After they'd sung "Laterne, Laterne" several more times, each new song had to be learned on the go. It seemed to the new child that a lot of people were now only humming, which

made the child happy, since then it was not so obvious when they did not know the words. One song in particular which told the story of someone named Martin was impossible to sing past the first line of each verse: “Sankt Martin, Sankt Martin, Sankt Martin hm hm hm hm hm.” Still, although no one seemed to know the words, everyone seemed to know the song. But who was this Martin, that he should have his own festival and lanterns and songs?

The singing was interrupted by whimpers every so often, as various children’s candles were blown out in the night air. But it would require only a moment, before another child would use the flathme of their own candle to revive the outed wick, and therewith the spirit of its bearer. And so they went.

As the parading train returned to its station, the group this time entered not the cafe but the church. The children were chaotically arranged by as many grown-ups, each issuing directives of his or her own, across the front of the church on the floor before the altar steps. The child wanted to sit next to its mother, who was warm; the other children were unfamiliar, and it was somehow colder in the church than it had been outside even. The other parents, too, were grappling with their own clingy children, however, until all were directed to pay attention to the altar, as a man climbed the altar steps wearing jeans and a t-shirt but also wrapped in a bright red polyester cape, crowned with the helmet of a Roman soldier and carrying a phony plastic sword. Sensing an opportunity, the parents began pointing toward the front and calling out “Sankt Martin! Sankt Martin!” that they might distract the children, and themselves simultaneously retreat into the pews. The ploy worked as the children’s initial distraction was converted into curiosity and then into imagination and wonder. The new child only made it as far as distraction and curiosity, still enough to allow its mother to decamp with the other parents to a pew a few rows back. At first it was the sword that interested the child the most. But slowly curiosity did give way to imagination as this Martin strutted around the altar space, with an exaggeratedly serious posture and correspondingly austere gaze (something everyone else was calling “leichter Mut?”). And finally, someone began to narrate Martin’s story:

*“Accordingly, at a certain period, when he had nothing except his arms and his simple military dress, in the middle of winter, a winter which had shown itself more severe than ordinary, so that the extreme cold was proving fatal to many, he happened to meet at the gate of the city of Amiens a poor man destitute of clothing. He was entreating those that passed by to have compassion upon him, but all passed the wretched man without notice, when Martin, that man full of God, recognized that a being to whom others showed no pity, was, in that respect, left to him. Yet, what should he do? He had nothing except the cloak in which he was clad, for he had already parted with the rest of his garments for similar purposes. **Taking, therefore, his sword***

*with which he was girt, he divided his cloak into two equal parts, and gave one part to the poor man, while he again clothed himself with the remainder. Upon this, some of the bystanders laughed, because he was now an unsightly object, and stood out as but partly dressed. Many, however, who were of sounder understanding, **groaned deeply** because they themselves had done nothing similar. They especially felt this, because, being possessed of more than Martin, they could have clothed the poor man without reducing themselves to nakedness. In the following night, when Martin had resigned himself to sleep, he had a vision of Christ arrayed in that part of his cloak with which he had clothed the poor man. He contemplated the Lord with the greatest attention, and was told to own as his the robe which he had given. Ere long, he heard Jesus saying with a clear voice to the multitude of angels standing round—“Martin, who is still but a catechumen, clothed me with this robe.” The Lord, truly mindful of his own words (who had said when on earth—“Inasmuch as ye have done these things to one of the least of these, ye have done them unto me), declared that he himself had been clothed in that poor man; and to confirm the testimony he bore to so good a deed, he condescended to show him himself in that very dress which the poor man had received”.³³*

The narration concluded, as the man playing Martin, now lying on the ground, pretended to wake from a dream and ponder its meaning. An eruption of applause from the parents – now with the goal not of distracting the children but rather and signaling to them that it was time to go home – this applause momentarily foreclosed the possibility of pondering for anyone else. The Martin, who just couldn’t be bothered any longer, bowed awkwardly, holding the toy sword now by the blade, and with the bunched-up robe hanging over his arm. Even as parents began to gather up coats and bags and volunteers collected already dilapidated and abandoned lanterns, a number of children dispersed and began chasing one another around the sanctuary. Shrugs of the shoulders and farewell conversations then began to fill in the already but not yet recognition that perhaps the evening had not quite reached its conclusion.

The child had remained seated. This whole affair had been a new experience to for them. They did not know how to bastel a “Laterne”, did not know why they’d trudged around outside in the cold and dark (even though they’d had to agree the candles were quite nice). And they’d never heard of this Martin that everyone was singing about. But as the child now began to ponder, they sensed they perhaps did understand Martin.

“The suffering beggar was Christ. And if the suffering beggar was saved by Martin’s help, then Martin saved Christ. But, I thought Christ was supposed to be the one who saves people? How is that supposed to work?” The child pondered a moment longer. “It must have started with the beggar. Because he still hoped

³³ <https://ccel.org/ccel/schaff/npnf211/npnf211.ii.ii.iv.html>

and cried out in hope, that someone might help.” And the child remembered hearing grown-ups use a big word like “rightness” at the church during other worship services. The “rightness of God,” or something like that. Or was it righteousness? No, it must be rightness; righteousness sounds silly. But anyway, maybe this is what the grown-ups meant: The rightness of Christ is the same thing as the rightness the beggar received and the same thing as the rightness that Martin showed. If you pay attention to the hope of the crying beggar, then you can see the rightness of Christ is the rightness of Martin. That makes sense,” thought the child. “I can believe that. But they really ought to be singing about the beggar then and celebrating his cry of hope.”

Secret Service? Offenbar undercover (Mt 25, 31-46)

WMA Daniel Rossa und Bewohner:innen des Goebenstifts³⁴

19.11.23 (Vorl. So. d. Kirchenjahres)

[aus dem Off gesprochen:] *Wenn aber der Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle Engel mit ihm, dann wird er sich setzen auf den Thron seiner Herrlichkeit, und alle Völker werden vor ihm versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet, und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken. Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten:*

[von der Kanzel oben über dem Altar gesprochen:] *Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt! Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen.*

[Off:] *Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen:*

Vom üblichen Predigtort, dem Ambo gesprochen:] *Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dir zu essen gegeben? Oder durstig und haben dir zu trinken gegeben? Wann haben wir dich als Fremden gesehen und haben dich aufgenommen? Oder nackt und haben dich gekleidet? Wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen?*

[Off:] *Und der König wird antworten und zu ihnen sagen:*

[Kanzel:] *Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.*

[Off:] *Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken:*

[Kanzel:] *Geht weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln! Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir nicht zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir nicht zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich nicht aufgenommen. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich nicht gekleidet. Ich bin krank und im Gefängnis gewesen und ihr habt mich nicht besucht.*

[Off:] *Dann werden auch sie antworten und sagen:*

[Standmikro:] *Herr, wann haben wir dich hungrig oder durstig gesehen oder als Fremden oder nackt oder krank oder im Gefängnis und haben dir nicht gedient?*

[Kanzel:] *Dann wird er ihnen antworten und sagen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr nicht getan habt einem von diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan. Und sie werden hingehen: diese zur ewigen Strafe, aber die Gerechten in das ewige Leben.*

³⁴ Die Predigt ist aus einem gemeinsamen Brainstorming der drei Genannten sowie den weiteren Mitgestaltenden Gottesdienstes aus dem Goebenstift, den Studierenden Elea Banerjee, Mio Klemm, Jasmin Müller, Johanna Reichenbach und Elias Rinsche, entstanden und wurde von Daniel Rossa in einem Dialogtext umgesetzt.

*Musikvideo: Joan Osborne One of Us*³⁵

If God had a name what would it be
And would you call it to His face
If you were faced with Him in all His glory
What would you ask if you had just one
question? And yeah, yeah God is great
Yeah, yeah God is good
Yeah, yeah, yeah, yeah, yeah

[Refrain:] What if God was one of us
Just a slob like one of us
Just a stranger on the bus
Trying to make His way home

If God had a face what would it look like
And would you want to see
If seeing meant that you would have to believe
In things like Heaven and in Jesus and the Saints and all the Prophets
And yeah, yeah God is great
Yeah, yeah God is good
Yeah, yeah, yeah, yeah, yeah (Refrain)

Tryin' to make his way home
Back up to Heaven all alone
Nobody callin' on the phone
'Cept for the Pope maybe in Rome
Yeah, yeah God is great
Yeah, yeah God is good
Yeah, yeah, yeah, yeah, yeah (Refrian)
Like a holy rolling stone

³⁵ *Joan Osborne: One of us*, in: Youtube, <<https://www.youtube.com/watch?v=aDdOnI0bHO4>> (11.12.2023). Für die *lyrics* (den Text des Musikstücks) s. u. S. 8. Der Text der Predigt nimmt maßgeblich auch auf das Musikvideo bezug. Übersetzung des Texts von Daniel Rossa:

Eine:r von uns – Joan Osborne

Wenn Gott einen Namen hätte, wie lautete er? / Und würdest du ihn damit ansprechen, / Wenn du ihm im Angesicht seiner Herrlichkeit gegenüberstündest? / Was würdest du fragen, wenn du nur eine Frage hättest? / Ja, Gott ist gut, / Ja, ja, ja, ja, ja

[Refrain:] / Was wäre, wenn Gott eine:r von uns wäre? / Bloß so ein Chaos wie wir / Bloß ein Fremder am Bus, / Auf dem Nachhauseweg.

Wenn Gott ein Gesicht hätte, wie sähe es aus / Und würdest du es sehen wollen, / Wenn sehen bedeutete an den Himmel / an Jesus und die Heiligen zu glauben / und an alle Propheten? / Und ja, ja, Gott ist groß / Ja, ja, Gott ist gut / Ja, ja, ja, ja, ja (Refrain)

Auf dem Nachhauseweg / Zurück nach oben in den Himmel ganz allein, / wo ihn nicht einmal jemand anruft – / Außer vielleicht einmal der Papst in Rom. Ja, ja, Gott ist groß / Ja, ja, Gott ist gut / Ja, ja, ja, ja, ja (Refrain)

Wie ein heiliger Star / Zurück zum Himmel, niemand da / Auf dem Nachhauseweg / wo ihn nicht einmal jemand anruft – / Außer vielleicht einmal der Papst in Rom

Back up to Heaven all alone
Just tryin' to make his way home
Nobody callin' on the phone
Cept for the Pope maybe in Rome

[Daniel Rossa (DR):] Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

wie Sie insbesondere am Eingangsteil des Gottesdienstes gemerkt haben dürften: Wir haben uns mit der Gerichtsdimension unseres Predigttextes aus Jesu Endzeitrede und mit dem Vorletzten Sonntag des Kirchenjahres als Volkstrauertag bereits ausführlich befasst.³⁶ Deshalb wollen wir diese Spur in der Predigt nicht lange weiterverfolgen.

Nur noch so viel: Wir hoffen, Sie haben gemerkt, dass wir Sie im Laufe der Eingangsliturgie auf den Bänken absichtlich einmal auf die Seite zur Linken der Kanzel gelotst haben, von der später in der Lesung der eschatologische Richterspruch erklang? – Also auf die Seite der Böcke. Das andere Mal auf die rechte Seite der Schafe.³⁷ Diese Bewegung sollte Ihnen am eigenen Leib deutlich machen, was in der heutigen, komplizierten Zeit ohnehin offensichtlich erscheint: Jeder Mensch vereint lammfromme und bockige Anteile in sich. Dies einzusehen und sich bewusst zu machen, wo die eigene bockige Seite liegen könnte, ist wohl der erste Schritt zur Umkehr, zum Umdenken, wie man das alte deutsche Wort ‚Buße‘ und das griechische Wort *metánoia* am besten in die heutige Sprache übertragen kann. Ihr Wechsel von der linken auf die rechte Seite nimmt als Körperbewegung die Anstrengung des Standpunktwechsels im Geist vorweg – und regt vielleicht dazu an.

³⁶ Der Eingangsteil des Gottesdienstes sah die Gestaltung eines größeren Bußritus vor, in dem mit Ps 137 und der Verlesung der Fragen 105 bis 107 des Heidelberger Katechismus' zur umfassenden Auslegung des Gebots „Du sollst nicht töten“ sowohl die Situation der Menschen zwischen Israel und Palästina und andere Konfliktherde als auch die Selbstverfehlungen in der zwischenmenschlichen Interaktion gegenüber einander und gegenüber Gott thematisch wurden und der schließlich in die sog. ‚Offene Schuld‘, ein gemeinschaftliches Sündenbekenntnis der Gemeinde mündete.

³⁷ Vor dem in Anm. 3 genannten großen Bußritus wurde die Gemeinde dazu aufgefordert, aufzustehen und im Mittelgestühl der Schlosskirche geschlossen auf die – vom Liturgen aus gesehen – linke Seite zu treten, sodass der gesamte Bußritus auf der Seite links von der Kanzel (auf der in der Lesung des Predigttextes der eschatologische Richterspruch an die Gerechten zur Rechten und Sünder zur Linken erging) zu rücken. Der Bußritus mündete in EG 600 als Kyrie, zu dessen Gesang sich die Gemeinde wieder setzen durfte, dabei aber auf die – vom Liturgen aus gesehen – rechte Seite rutschen sollte, sodass Gnadenzusage, Gloria, Schriftlesung und auch der Rest des Gottesdienstes gemeinsam auf dieser Seite gefeiert wurde.

[Mio Klemm (MK):] Interessanter als die Gerichtsdimension unseres Predigttextes fanden wir im Vorbereitungsgespräch den Teil des Predigttextes, der es in den werbewirksamen Titel des Gottesdienstes im Semesterprogramm geschafft hat: „Secret Service? Offenbar undercover“. Damit der Titel seine hintergründige Doppeldeutigkeit entfaltet, ist es hilfreich zu wissen, dass *service* im Englischen nicht bloß Dienst wie Geheimdienst oder Service wie im Restaurant meint. Sondern *service* ist tatsächlich die englische Bezeichnung für Gottesdienst und kommt darin auch dem Griechischen *leiturgia* näher als unsere deutsche Bezeichnung. – Offenbar interessiert sich der Titel unseres Gottesdienstes für etwas, was da *undercover* vor sich geht. *Im* Gottesdienst oder vielleicht *als* Gottesdienst.

Elea Banerjee (EB): Als ich den Predigttext gelesen habe, bin ich sofort an diesem Motiv hängen geblieben. Das Spannende am Predigttext ist doch, dass da plötzlich was im Erkennen kippt: Aus den verdutzten Fragen, ‚Habe ich Gott jemals hungrig, durstig, oder einsam gesehen?‘, wird durch eine überraschende Wendung plötzlich die erstaunliche Erkenntnis: „*Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Geschwistern, das habt ihr mir getan.*“ – Das hat mich an eine Andacht erinnert, die ich in diesem Sommer auf dem Radiosender *1Live* gehört habe, deren Text mich so angerührt hat, dass ich ihn im Ohr behalten habe:

„Ich habe Jesus gesehen. / Letzten Montag, vor dem Eingang zur U-Bahn. / Er war eine alte Frau mit zerfurchtem Gesicht. / Er saß auf einer schmutzigen Decke, / vor sich ein Schild, auf dem mit krakeligen Buchstaben stand: / Bitte Geld für Essen. / Jesus hat zahnlos gelächelt, / als mein Zwei-Euro-Stück im Pappbecher klimperte.

Ich habe Jesus gesehen. / Gestern in einem Clip bei der Tagesschau. / Er war nass bis auf die Knochen. / Mit glasigen Augen starrt er vor sich hin, / als zwei Seenotretter ihn aus dem viel zu kleinen Schlauchboot an Bord hieven / und ihm eine Decke umlegen.

Ich habe Jesus gesehen. / Er lag mit gelbem Gesicht in einem Krankenhausbett. / Die Blumen, die ich mitgebracht habe, / hat er gar nicht wahrgenommen, / und die meiste Zeit war er zu schwach, / um überhaupt zu reagieren. / Aber als ich seine Hand genommen habe, / hat er sie ganz leicht gedrückt.“³⁸

[MK:] Ich verstehe total, dass du angefasst warst von diesem Text, Elea. Was im Predigttext nur abstrakt als Situationstyp benannt wird, das wird hier ganz plastisch in der Schilderung der Begegnung mit konkreten Menschen und Einzelschicksalen – quasi ‚geerdet‘ und vor Augen gemalt: Man hat sofort Bilder im Kopf von konkreten Menschen in einer Situation ganz bestimmten Leids und ei-

³⁸ *Holger Pyka:* Ich habe Jesus gesehen, in: WDR (Hg.), Kirche im WDR, <https://www.kirche-im-wdr.de/startseite?tx_krrprogram_pi1%5Bformatstation%5D=1&tx_krrprogram_pi1%5Bprogramuid%5D=96126&cHash=b77ec51ff0be93e1e666129610dd983f>, 01.06.2023 (16.11.2023).

ner Not, durch die ich selbst als Gegenüber in die Entscheidung gerufen bin: Geht mir dieser einzelne Mensch in seinem Leid nah? Lasse ich ihn mir nah gehen – oder verschließe ich die Augen?

Auch unser Predigttext spricht ja ziemlich klar von bestimmten Gruppen, auf die sich die beurteilten Handlungen von Speisen, Tränken, Beherbergen, Kleiden, Pflegen und Besuchen beziehen: Wo Menschen das einem von „ihren geringsten Geschwistern“ tun, da tun sie das Gott selbst, der ja in Christus selbst als brutal bestrafter und gefolterter Verbrecher erscheint. – Das ist eine politische Botschaft: Es geht um den Einsatz für marginalisierte Gruppen, für Menschen, die oft geringgeschätzt und deren Bedürfnisse missachtet, werden.

Für mich ist das ein ganz entscheidender Teil, der für mich Christ:in-Sein ausmacht: Gesellschaftliche Hierarchien und Ausgrenzungsmechanismen außer Kraft setzen, meine Privilegien nicht für mich selbst nutzen, sondern um den Unterprivilegierten zu ihrem Recht und einem menschenwürdigen Leben zu verhelfen und darin dauerhaft und strukturell mehr Gerechtigkeit und Chancengleichheit in einer Gesellschaft zu bewirken.

[EB:] Die gesellschafts- und sozialpolitische, ethische Dimension macht das Christentum auf jeden Fall mit aus. Aber weißt du, Mio, spannend finde ich auch, was du vorhin mit den Bildern im Kopf angesprochen hast. Denn deine Formulierungen gerade haben ja jetzt schon wieder einen programmatischen und darin eher allgemeinen und abstrakten Anspruch. Sie würden so auch in ein Parteiprogramm passen.

Das, was mir an der christlichen Botschaft besser als an so einem parteipolitischen Programm gefällt, ist, dass es nicht nur etwas für den Kopf, sondern auch fürs Herz ist: Denk nur mal an die Weihnachtsgeschichte. Da wird auch auf Ausgrenzung hingewiesen: Die Hirten hatten einen ganz niedrigen, sozialen Stand und für Maria und Josef als Fremde mit einem Kind gab es keinen Platz in der Herberge, sondern nur im Schweinestall und schließlich werden sie auch noch zu Flüchtlingen, die vor der Gewalt des Herodes nach Ägypten fliehen müssen. – Und doch geht uns diese Geschichte nicht nur auf eine mitleidige Weise zu Herzen, sondern als Geschichte, in der Gott zur Welt kommt, löst sie in uns noch ganz andere Gefühle aus: „Es begab sich aber zu der Zeit ...“ (Lk 2,1) – Der unverwechselbare Klang dieser Zeilen, die in unseren Erinnerungen erfüllt sind mit viel Kerzenlicht in der Winternacht, Wärme und Gemütlichkeit, dem Zauber der Weihnacht, in dem sich die Hoffnung und das Staunen ausspricht, wie wunderbar

die Vorstellung ist, dass Gott, das Größte, Wunderbarste und Mächtigste sich zeigt in der Armut von Stall, Obdachlosem, Flüchtling und ‚Hosenscheißer‘.

Das ist auch das, was ich an dem Musikvideo zu Joan Osbornes Song *One of Us* so eindrucksvoll finde:³⁹ Das da die – im wahrsten Sinne des Wortes – Schablone von Gott, das Gottesbild Michelangelos aus der Sixtinischen Kapelle, als Pappkamerad mit ausgeschnittener Gesichtsoffnung zur Fotowand wird, in der die Gesichtszüge ganz ‚normaler‘ Menschen auftauchen: In einem Musikvideo der Hochglanzindustrie, in der heute überall nochmal Filter drübergelegt werden, damit Menschen mit Idealmaß und von eigentlich schon übermenschlicher Schönheit noch perfekter wirken, finde ich es eindrucksvoll, wie liebevoll hier Menschen aus dem Leben dargestellt werden, die zum Teil ja schon auch etwas schrullig aussehen und nicht so wirken, als flöge ihnen alles nur zu. Aber dieses Unperfekte wirkt in der Art, wie es im Musikvideo dargestellt wird, plötzlich irgendwie schön, ja mehr noch: liebenswert.

[DR:] Das, was du vorhin angesprochen hast, Elea, dass im Christentum Mittel und Wege zur künstlerischen, kulturellen Gestaltung und Inszenierung der Botschaft gefunden wurden, sodass die Präsentation selbst sich darauf auswirkt, was und wie geglaubt wird, das ist auch ein Thema, das mich interessiert. Für unseren Predigttext gilt diese kulturelle Aufnahme nicht erst bei Jane Osbornes *One of Us*. Z.B. hat Lew Tolstoi unseren Predigttext in der Geschichte *Wo die Liebe ist, da ist Gott* ähnlich aufgenommen, wie das die von dir eingebrachte Andacht tut.⁴⁰ Tolstoi erzählt von dem alten Schuster Martin, der den ganzen Tag auf den im Traum angekündigten Besuch Gottes wartet und erst am Abend erkennt, dass Gott ihn bereits in denjenigen Hilfsbedürftigen besucht hat, die er tagsüber eher nebenbei zum Aufwärmen und zum Stärken hereingebeten hatte, während er immer noch auf Gott wartete. – Manchmal sind wir Menschen so blind, dass wir auf etwas warten, was auf eine ganz andere Weise schon längst eingetreten ist und uns vor Augen steht, ohne, dass wir es merken. Manchmal überholt Weihnachten quasi den Advent, das Warten auf Gott.

Es fällt uns manchmal leichter, so etwas in Geschichten und Kulturgestalten zu entdecken als direkt in unserem eigenen Leben. Sie schalten, wie bei einer Brille, einem Mikroskop, Teleskop oder einem Filter eine Linse und eine andere Optik dazwischen, sodass wir plötzlich überraschendes Erblicken und sich unser Blick umperspektiviert. – Das gibt insbesondere, wenn man Gott ‚sehen‘ will, dann

³⁹ S.o., S. 2 Anm. 2.

⁴⁰ *Lew Tolstoi: Wo die Liebe ist, da ist auch Gott*. Deutsch von Arthur Luther, in: Ders., *Sämtliche Erzählungen*. Fünfter Band, hg. v. Gisela Drohla. Frankfurt: Insel 21982, 51–65.

sind solche Filter unerlässlich. Denn Gott wird in der Tradition des biblischen Monotheismus als geistig-geistlich und folglich als unsichtbar, unergründlich und unverfügbar verstanden. Schon in den Zehn Geboten heißt es ja gleichzeitig „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst dir keine anderen Götter neben mir haben“ – und: „Du sollst dir kein Bild von mir machen“ (vgl. Ex 20,2-6).

[MK:] Aber sind nicht deine Kulturgestalten auch Bilder?

[DR:] Das stimmt schon. Aber in dem Gebot geht es – zumindest nach heutiger Auslegung – vor allem darum, dass man Gott nicht mit dem Bild verwechseln sollte: „Bete sie nicht an und diene ihnen nicht“ (Ex 20,5). Wenn wir also Kulturgestalten nutzen und brauchen, um überhaupt irgendwelches Anschauungs- und Kommunikationsmaterial zu Gott zu haben, zeigt das nie Gott direkt – im besten Fall aber eine Wirkung, die als heilsame, heilige auch als göttlich verstanden werden kann.

[EB:] Wir erkennen Gott quasi gerade, weil er ‚undercover‘ auftritt: Das kulturelle Gewand oder auch Sozialgestalten, also der zwischenmenschliche Umgang miteinander, verweisen auf seine ‚Wirklichkeit‘, darauf, dass dort Gott wirksam ist.

[MK:] Du meinst z.B. das zahnlose Lächeln der Frau im Andachtstext, nachdem sie weiß, dass sie sich heute etwas zu essen kaufen können wird?

[EB:] Ja, genau, solche Anzeichen, solche Spuren davon, dass sich Menschen im Geist Jesu begegnen, Spuren davon, dass Gottes Reich trotz allem bereits zwischen uns angebrochen ist. Das ist ja auch die Pointe des Christentums, das sich traut, den unbegreiflichen und unnahbaren Gott den Menschen in Jesus nahkommend zu erfahren. Aus dem Angesicht Jesu – dem Neugeborenen wie dem Hingerichteten – blickt uns Gott entgegen.

[DR:] Ich finde, auch hierfür liefert Joan Osbornes Video gutes Anschauungs- oder Gleichnismaterial (*Fotodruck mit Loch hochhalten*):

Du hast den Pappaufsteller von Michelangelos Gottesdarstellung ja schon angesprochen. Dadurch, dass sein Gesicht ausgeschnitten ist und wir deshalb keinem gemalten Gesicht, sondern einem Loch, einer Leerstelle gegenüberstehen, ist das aus evangelischer (und wohl auch aus jüdischer oder muslimischer) Sicht eine deutlich treffendere Gottesdarstellung als ein Gott mit einem gemalten Gesicht: Gott entzieht sich, ist ‚Entzugerscheinung‘. Dargestellt in einem Bild, das dem Bilderverbot entspricht. Ein bildergestürmtes Bild.

[MK:] Gleichzeitig macht das Loch erst den Weg dafür frei, dass jemand hinter den Pappaufsteller treten kann und wir in dieser Rahmung, diesem *reframing*, das Gesicht dieser Person dann hier als Gesicht von Michelangelos Gottesbild erkennen – und allgemein im Gesicht unseres menschlichen Gegenübers das Antlitz Gottes erkennen.⁴¹

[DR:] Du hast Recht, Mio. Das Gottesbild funktioniert durch das Loch als *interface* (engl. ‚Schnittstelle‘, wortwörtlich hier ganz passend als: ‚Zwischengesicht‘/‚zwischen den Gesichtern‘), als Begegnungsraum. Und auch den Gedanken mit dem Filter können wir nochmal aufnehmen: Wie bei einem Filter im Smartphone zeigt die Fotowand Menschen aus einer verwandelten Perspektive. So wie der christliche Glaube Menschen wahrnehmen sollte: Wie in Christus sollten wir in ihnen das lebendige und mit göttlicher Würde ausgestattete Ebenbild Gottes erkennen (Gen 1,26f.).

[EB:] (*nimmt Daniel Rossa die Schablone aus der Hand und schaut hindurch*)

Und man kann das auch herumdrehen: Diese Miniaturschablone ist zu klein dafür, damit jemand den Kopf dort hindurchstecken kann. Aber wenn ich mit meinem Auge dort durch schaue, wo ‚Gott‘ eigentlich sein Gesicht hat, dann erinnert mich das vielleicht daran, dass ich zur Abwechslung einmal wieder umdenken könnte und die anderen Menschen um mich mit den Augen Gottes ansehen könnte, selbst wenn sie mir gerade das Leben schwer machen: „Denn es ist nicht so, wie ein Mensch es sieht: Ein Mensch sieht, was vor Augen ist; der Herr aber sieht das Herz an“ (1 Sam 16,7).

[MK:] Damit Sie das nicht so schnell vergessen, sondern sich daran erinnern und durch diesen Perspektivwechsel und durch diesen Rahmen die Spuren Gottes im Nächsten wie durch eine Lupe besser aufzufinden und zu erkennen vermögen, teilen wir Ihnen am Ausgang diese Miniaturschablonen aus, in die Sie dann zuhause ein Loch hineinschneiden können. Dann kann man – wie ein Geheimagent oder Spion – für den eigenen *secret service*, den eigenen verborgenen Gottesdienst (des Lebens) durch dieses Loch blicken, das zum Schlüsselloch für Frieden untereinander werden kann.

[DR:] Und der Friede Gottes, der weiter reicht als alles Verstehen, bewahre uns Herz und Sinn in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.

⁴¹ Dieser Gedanke geht zurück auf die Philosophie des jüdischen Philosophen Emmanuel Lévinas', wie sie sich exemplarisch zum Weiterlesen findet in *Emmanuel Lévinas: Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*, (Alber-Studienausgabe) Freiburg/München: Alber 2007.

„Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“? (Mt 25, 1-13)

stud. theol. Philipp Bauhaus

26.11.23 (Ewigkeitssonntag/Totensonntag)

Die Gnade unseres Herren Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Ich vermute, dass die Meisten diesen Satz alle irgendwie, irgendwo schon einmal gehört haben. Und trifft er auch nicht auf die Moral dieses Gleichnisses zu? Fünf pünktliche Jungfrauen kommen rein. Fünf Jungfrauen, die zu spät kommen, müssen draußen bleiben.

Aber ist es wirklich so einfach? Sind es wirklich die fünf Jungfrauen, die zu spät kommen? Immerhin sind sie da, als der Bräutigam kommt. Genau genommen sind sie eigentlich sogar überpünktlich. Denn sie sind schon so früh da, dass sie solange warten müssen, dass alle Jungfrauen – auch die klugen – einschlafen. Sie sind also nicht nur da. Sie sind schon lange da, *bevor* der Bräutigam überhaupt kommt! Aber dann sind sie wiederum auch nicht wirklich da. Denn im entscheidenden Moment, als der Bräutigam aufbricht, sind sie nicht vorbereitet. In diesem Moment können sie nicht mit und bleiben zurück. Sie waren also da, aber so richtig da dann auch wieder nicht.

Liebe Gemeinde, diese Erfahrung, dass man da ist, aber in den entscheidenden Momenten es dann doch nicht wirklich ist, verbinde ich mit zwei Erfahrungen in meinem Leben. Das erste Mal habe ich diese Erfahrung mit 13 gemacht. An einem Tag, der so normal und alltäglich war, dass ich mich an ihn überhaupt nicht mehr erinnern kann, bekam mein Vater spätabends einen Anruf. Und an diesen Anruf kann ich mich bis heute sehr, sehr gut erinnern. Mein Patenonkel war gestorben. Herzinfarkt, von dem einen zum anderen Moment war er einfach nicht mehr da. Sein Leben einfach vorbei. Und damit auch mein gewohntes und mein geplantes Leben. Mit meinem Patenonkel wäre ich zu meiner Konfirmation nach New York geflogen. New York habe ich bis heute nicht gesehen. Immer wieder muss ich daran denken, was in meinem Leben alles anders gelaufen wäre, was alles passiert wäre, wenn mein Patenonkel noch leben würde. Und was nun alles nicht passiert, nicht stattfindet, unwiederbringlich anders läuft.

Die zweite Erfahrung hat sich ähnlich tief in mich eingebrannt. Mit 17 bin ich an irgendeinem Samstag aufgewacht. Relativ schnell habe ich an diesem Morgen gemerkt, dass es kein gewöhnlicher Samstag ist. Schon als ich das aller erste Mal

auf mein Handy blickte, wusste ich, dass etwas nicht stimmte. Auf meinem Handy waren nämlich total viele Nachrichten. Alle mit dem gleichen Inhalt: Ob ich wüsste, wo zwei Freunde von mir wären? Nein, wusste ich nicht. Und zunächst verstand ich die Fragen auch überhaupt nicht so ganz. Nach und nach setzten sich die Nachrichten dann aber zu einem Bild zusammen. An einem Bahnübergang in der Nähe meines Zuhauses war ein Auto mit seinen Insassen verunglückt. Nach einigen Stunden hatten wir dann die Gewissheit: Meine Freunde hatten im Auto gesessen. Auch diese beiden Tode trafen mich völlig unvorbereitet. Die letzten Gespräche, das letzte Zusammenfeiern, das letzte Zusammensein, das alles wirkte nun völlig belanglos. Irgendwie war man die gesamte Zeit viel zusammen gewesen und war es doch nicht gewesen. Ich hatte vieles wirklich wichtiges verpasst zu sagen oder hätte es im Rückblick lieber anders gesagt. So blieb viel Unausgesprochenes, was nun unausgesprochen bleiben wird.

Die Tür für Gespräche zu meinem Patenonkel und zu meinen beiden Freunden ist wie für die Jungfrauen versperrt. Ich komme nicht hinter die Tür des Todes. Ich kann keinen Blick dahinter werfen. In allen drei Leben war ich da. Erst in der Rückschau komme ich zu dem Schluss, dass ich es doch nicht richtig war. Vieles würde ich mit dem Wissen von heute anders tun. Vor allem eins: Meine Wertschätzung und meine Liebe zu diesen Personen schon zu ihren Lebzeiten viel früher zeigen.

Liebe Gemeinde, heute wo wir unseren Verstorbenen gedenken, geht es Ihnen vielleicht ähnlich wie mir. Auch Sie waren auf die Tode vielleicht genauso unvorbereitet wie ich; haben auch das Gefühl des zu spät Gekommen-Seins; haben auch vieles, was Sie gerne noch Ihren Verstorbenen sagen würden.

Vielleicht ist es bei Ihnen aber auch nicht so. Und auch das ist völlig in Ordnung! Es gibt ja nicht einfach eine richtige Art des Trauerns und eine falsche Art des Trauerns. Auch das Gleichnis lässt sich nicht so lesen, dass man aus ihm ein Urteil über Ihr Trauern ablesen könnte. Denn es gibt kein endgültiges Urteil darüber. Stattdessen ist es umgekehrt. Schon das Gleichnis ist eines, das nicht zurückschaut, auch nicht ein Jetzt in den Blick nimmt, sondern es zielt auf die Zukunft. Wenn wir daraus etwas am Totensonntag mitnehmen können, dann, dass es uns davor warnen will, alles als zu selbstverständlich anzunehmen – und unser Bewusstsein dafür zu stärken sucht, dass dies nicht so ist. Memento mori – Gedenke, dass du sterblich bist! Deswegen sollen wir wachen, weil wir weder Tag noch Stunde wissen, wann es passieren kann und wird: dass der Tod in unser Leben tritt. Das Gleichnis will uns daran erinnern, dass wir die Zeit schon jetzt wertschätzen und nicht blind darauf vertrauen, dass uns schon noch genug Zeit bleibt,

um alles noch erledigen zu können, nicht darauf vertrauen, dass wir alles noch sagen können. Denn hinter die Tür des Todes kommen wir alle nicht. Es ist eine Tür, die jede Kommunikation abbricht. Die gestorbene Person ist dann insofern für uns nur noch die, die sie war.

Allerdings bleibt die christliche Botschaft und die des Gleichnisses nicht dabei stehen. Die christliche Botschaft ist kein Totenkult. Im Gegenteil: Sie ist eine Botschaft des Lebens wider den Tod! Der Tod hat nicht das letzte Wort. Das Leben hat in Jesus Christus über den Tod triumphiert! Die verschlossene Tür wird nicht verschlossen bleiben! Einige Kapitel vorher sagt Jesus: „Wer da anklopft, dem wird aufgetan.“ (Mt 7,8)

Aber wann? Wann geht diese Tür auf? Darum dreht sich die eigentliche Frage des Gleichnisses. Denn wer kommt in dem Gleichnis nun eigentlich zu spät? Die Jungfrauen sind ja pünktlich am Treffpunkt. Ist es nicht der Bräutigam, der so lange auf sich warten lässt, dass alle einschlafen? Diese Frage ist alles andere als trivial. Denn darin steckt ja auch die Frage, wo Christus in unserer Trauer bleibt? Wo er bei unseren Angehörigen war, als sie starben? Warum mussten sie überhaupt sterben? Warum kommt er nicht einfach schon jetzt und beendet das Sterben von Menschen auf dieser Welt?

Liebe Gemeinde, so zu fragen ist keine Blasphemie. Es findet sich auch in der Bibel. Als in den ersten christlichen Gemeinden nämlich die ersten Menschen starben, kam die Frage auf: Wo bleibt denn Christus? 2000 Jahre später ist das immer noch die Frage: Wo bleibt denn Christus? Die Antwort, die sich in unserem Gleichnis, aber auch an vielen anderen Stellen des biblischen Zeugnisses findet, ist darauf schlicht: Wir wissen es nicht, *wann* Christus kommt. Aber er kommt! Es ist ein Angebot der Hoffnung! Es ist ein Angebot gegen unser Getrenntwerden, obwohl das Gleichnis gerade davon erzählt! Die Trennung der zehn Jungfrauen ist nicht das Ende. Unsere Trennungen sind nicht das Ende. Diese Tür als Tür des Todes wird sich öffnen und wir werden alle wiedervereint sein auf der himmlischen Hochzeit. Auf diesem Fest hinter der Tür wird sich keiner mehr verspäten, wird kein wichtiges Wort mehr ungesagt bleiben müssen. Dort gibt es kein „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“. Dort werden auch wir, die Letzten, die Zurückgebliebenen, die Hinterbliebenen die Ersten sein.

Liebe Gemeinde, *wann* dies der Fall sein wird, wissen wir offensichtlich alle nicht. Und doch, das ist sie – die Hoffnung, dass jener Bräutigam kommen wird und mir diese Tür zur Hochzeit öffnet. Der Konfirmationsspruch meines Onkels über das Wachen, welchen ich mir auch für meine Konfirmation ausgesucht habe, bringt in

meinen Augen die Stoßrichtung des Gleichnisses auf den Punkt: *Wachet, steht im Glauben, seid mutig und seid stark! Alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen!* (1. Kor 16,13)

So bewahre der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Mit der Grundregel leben: Der:m Nächsten nichts Böses tun (Röm 13, 8-12)

WMA Carla Eldohaiby-Weitensteiner

03.12.23 (1. Advent)

Liebe Gemeinde,

der oder dem Nächsten nichts Böses tun. Wer nach dieser Grundregel leben will, kommt dafür nicht um die Liebe herum. Davon ist zumindest der Apostel Paulus in seinem Brief an die Gemeinde in Rom überzeugt und proklamiert die Liebe in unserem heutigen Predigttext zum 1. Advent als nichts weniger als die Erfüllung des Gesetzes. Mit dem 1. Advent beginnt die Zeit, die auf Weihnachten hinführt, die Zeit, die uns auf die Ankunft Jesu Christi verweist, dessen Geburt wir an Weihnachten feiern werden. Im sogenannten Volksmund wird Weihnachten dabei nicht erst seit Filmklassikern wie „Tatsächlich... Liebe“ gerne als „Fest der Liebe“ bezeichnet. Für viele Menschen, mich eingeschlossen, ist die Adventszeit, die uns zum Weihnachtsfest hinführt, die vielleicht schönste Zeit des Jahres. Süßes Gebäck, der Glühwein auf dem Weihnachtsmarkt, Zeit für Familie und Freunde, überall Lichter, die die Dunkelheit durchbrechen. Und ich meine, diese Lichter brauchen wir in diesen Tagen besonders.

Meinungsumfragen und Statistiken zufolge ist die Vorweihnachtszeit die Zeit, in der wir am empfänglichsten für die Bedürfnisse und Nöte unserer Mitmenschen werden. Zwei Drittel aller Bürgerinnen und Bürger in Deutschland spenden an Weihnachten Geld für wohltätige Zwecke. Weihnachten wird auch deshalb im bereits von mir erwähnten Volksmund nicht nur als „Fest der Liebe“, sondern präziser auch als „Fest der Nächstenliebe“ bezeichnet. Nicht ohne Grund nutzte bereits Charles Dickens ausgerechnet seine Weihnachtsgeschichte, um die sozialen Missstände im England des 19. Jahrhunderts anzuprangern, indem er mithilfe einer handvoll Geistern dem egoistischen und geizigen Geschäftsmann Mr. Scrooge mehr Mitgefühl und Nächstenliebe eintrichterte.

Liebe Gemeinde, es scheint in der Weihnachtszeit besonders deutlich zu werden: Liebe, besonders die Nächstenliebe, kann als eine Art soziales Klebe- und Dichtungsmittel dienen. Paulus scheint sich dieser Funktion von Liebe nun auch bewusst gewesen zu sein, wenn er sie in seinem Brief an die Gemeinde in Rom zur Erfüllung des Gesetzes und somit zum ethischen Maßstab des Umgangs innerhalb der Gemeinde macht. Bei den Geboten, die Paulus zuvor aus der Sammlung der 10 Gebote zitiert und die einst Gott dem Volk der Israeliten offenbart hat, handelt es sich ausschließlich um Gebote, die das Zwischenmenschliche betreffen und das gemeinsame, gute Leben in der menschlichen Gemeinschaft regeln sol-

len. Diese Gebote werden durch die Liebe keineswegs unwichtig oder ungültig. Paulus nennt die Gebote nicht, um sie dann durch die Liebe abzulösen. Vielmehr macht Paulus hier geltend, dass, wer in der Liebe lebt, auch alle anderen Gebote erfüllen wird. Wer in der Liebe lebt, wer die Liebe wie eine Haltung trägt, der wird nicht töten, der wird nicht stehlen, der wird der und dem Nächsten nichts Böses tun. Die Liebe als ethischer Imperativ für den Umgang miteinander wird von Paulus in eine uns wahrscheinlich allseits bekannte Formel gefasst, die besagt „Du sollst deinen Nächsten lieben...“. Dieses sog. Nächstenliebegebot ist kein original paulinisches oder neutestamentliches Konstrukt. Wir finden die Aufforderung den Nächsten zu lieben, in einer Vielzahl weiterer neutestamentlicher Schriften. Seinen biblischen Ursprung allerdings hat das Gebot in der hebräischen Bibel, im Alten Testament, im Buch Levitikus, in Kapitel 19, welches das Zusammenleben der Israeliten organisiert.

Liebe Gemeinde, so bekannt Ihnen dieses Gebot ist, werden Sie wahrscheinlich gemerkt haben, dass ich Ihnen den hinteren Teil des Gebotes unterschlagen haben. Den Teil, der je nach Übersetzung das Maß oder die Begründung für die Liebe zum Nächsten darstellt. So werden Sie wissen, oder so wird Ihnen ein Blick in die gängigen Bibelübersetzungen verraten, dass das Gebot vervollständigt lautet: „Du sollst deinen Nächsten lieben... wie dich selbst.“ Halten wir uns an diese allseits bekannte Formel des Nächstenliebegebots wird die Selbstliebe zum Maß der Zuwendung zum Nächsten. Man soll also den Nächsten lieben, genauso und in dem Maße, wie man sich selbst liebt. Diese Selbstliebe könnte dann auf zweierlei Weise verstanden werden. Zum einen kann sie davon ausgehen, dass Nächstenliebe Menschen voraussetzt, die mit genug Selbstsicherheit und Selbstvertrauen und im Blick auf die eigenen Unzulänglichkeiten mit ausreichender Geduld und Nachsicht ausgestattet sind. Erst dann ist Nächstenliebe möglich, die nicht mit Selbstverlust oder verzehrender Selbstaufopferung zusammenfällt, die also eine echte und authentische Form der Zuwendung zum Nächsten erlaubt. Wenn Sie nicht glauben, dass das schwierig und keine Selbstverständlichkeit ist, dann gehen Sie mal durch die nächste Buchhandlung und lassen Sie sich mithilfe von pastellfarbenen Planern auf denen mit kunstvoller, goldener Schrift „18 Wege zur Selbstoptimierung“ dargeboten werden, eines Besseren belehren. Zum anderen kann die Selbstliebe als eine Art anthropologische Konstante verstanden werden. Selbstliebe ist dann keine fragile Größe mehr, die nicht selbstverständlich ist und gegebenenfalls erarbeitet werden muss. Sondern der Mensch wird als ein primär selbstbezügliches, gewissermaßen „selbstverliebt“ Wesen verstanden, das den Übergang vom Egoismus zum Altruismus zunächst einmal lernen muss und der

deshalb nicht nur die Aufforderung, sondern sogar das Gebot benötigt, den Nächsten zu lieben.

Liebe Gemeinde, unsere gängigen Übersetzungen lassen es vielleicht nicht vermuten, aber so eindeutig, wie es scheint, sind weder der griechische noch der hebräische Urtext an dieser Stelle. Und damit ist unsere Textstelle eigentlich ein sehr gutes Beispiel dafür, dass zentrale Textstellen der Bibel oft auch besonders umstritten und philologisch sowie hermeneutisch wenig gesichert und konsensfähig sind. Besonders in der jüdischen Tradition wurde immer wieder um die bestmögliche Übersetzung und Auslegung des Nächstenliebegebots diskutiert. So haben zum Beispiel Martin Buber und Franz Rosenzweig im Rahmen ihrer Übersetzung der Hebräischen Bibel eine etwas andere Übersetzung und Auslegung der uns bekannten Formel vorgeschlagen. Buber und Rosenzweig waren nämlich der Meinung, dass im Levitikusbuch Kapitel 19 Vers 18, sozusagen dem Vorreiter unseres Verses im Predigttext, gar nicht die Selbstliebe als Maß der Zuwendung zum Nächsten gemeint sei. Vielmehr gehe es um die Erkenntnis einer elementaren und tatsächlichen Gleichheit, in der die Liebe zum Nächsten gründet. Buber und Rosenzweig haben zwar noch in einer Weise übersetzt, die mehrere Interpretationen offen lässt, indem sie möglichst nahe am hebräischen Satzbau geblieben sind und geschrieben haben: „Halte lieb deinen Genossen, dir gleich“. Gemeint ist jedoch, wie Martin Buber an einer anderen Stelle deutlich gemacht hat, der Nächste, „der dir gleich ist“, der Nächste „der ist wie du“. Eine ähnliche semantische Offenheit bietet der griechische Text des Römerbriefes.

Liebe Gemeinde, folgen wir hier einmal der Forderung Martin Bubers und Franz Rosenzweigs, würde das Nächstenliebegebot nicht mehr lauten: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Sondern vielmehr: „Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du.“ In den Texten wird diese Gleichheit, und ich denke, das ist ganz wichtig zu betonen, nicht an bestimmte Voraussetzungen gebunden. Da steht nicht: „Liebe den anderen Menschen, insofern er dir gleich ist oder du ihn als gleichartig empfinden kannst“. Es geht hier nicht um ein Gefühl der Nähe oder Ferne, das die Wahrnehmung des Nächsten leitet. Der Zusatz „er ist wie du“ beinhaltet vielmehr eine Aussage von nahezu ontologischer Qualität, die keinerlei Einschränkung mit sich bringt: Der andere Mensch ist dir gleich, und diese Gleichheit hängt nicht an einem Gefühl oder an einer Erkenntnis und auch nicht an der persönlichen Meinung eines Einzelnen. Die Gleichheit, die hier für unabdingbar erklärt wird, entsteht keineswegs im Rahmen eines subjektiven, inneren Bewusstseins. Die Gleichheit, die hier für unabdingbar erklärt wird, wird von außen zugesagt. Sie wird von Gott zugesagt. Das Gebot den Nächsten zu lieben gibt uns also

nicht nur Aufschluss darüber, was Gott will, das wir tun, also „den Nächsten lieben“, sondern das Gebot den Nächsten zu lieben gibt uns ebenso Aufschluss darüber, was Gott uns zusagt, das wir sind. Nämlich gleich.

Liebe Gemeinde, in beiden Texten, in Lev 19 und in unserem Predigttext, Röm 13, ist die Aufforderung, den Nächsten zu lieben an eine Gemeinschaft gerichtet. Im ersten Fall an die Gemeinschaft der Israeliten, im zweiten Fall an die Gemeinschaft der Christusgläubigen in Rom. Im gesamten 19. Kapitel des Levitikusbuches wird in vielfältiger Weise die Ungleichheit, der rechtlich und sozial unterschiedliche Status gerade von Israeliten untereinander betont. Man kann sogar so weit gehen zu sagen, dass das ganze Kapitel um die Thematik von Ungleichheit unter vermeintlich Gleichen kreist, und sich mit den teils offensichtlichen, teils subtil verdeckten sozialen Gefällegagen und hierarchischen Arrangements beschäftigt. Und auch bei Paulus wird immer wieder deutlich, dass Ungleichheit unter vermeintlich Gleichen herrscht, so gibt es die Starken und die Schwachen in einer Gemeinde und die sog. Juden- und Heidenchristen und manche die besondere Gnadengaben wie die prophetische Rede besitzen. Im Christusglauben sind sogar Herr und Sklave vereint.

Liebe Gemeinde, wir finden in den biblischen Texten meines Erachtens eine sehr realistische Einsicht in die Spannungs- und Gefällegagen innerhalb einer sozialen Gemeinschaft. Schon deswegen bleibt ein Verständnis von Liebe, das primär auf Selbstbezüglichkeit und Selbstliebe aufgebaut ist, wohl hinter dem differenzierten Verständnis der biblischen Texte von sozialer Wirklichkeit zurück. Wenn wir den anderen nur nach Maßgabe des eigenen Selbstverständnisses lieben, können wir wahrscheinlich tatsächlich nur in einer leeren Schleife von uns selbst ausgehen und bei uns selbst wieder ankommen. Wir verlieren dabei aber aus den Augen, wofür das Liebesgebot meiner Meinung nach zu sensibilisieren versucht: dass schon unter Gleichen einige gleicher sind als andere. Das Liebesgebot stellt eine Vorstellung von Gleichheit in den Vordergrund, die, und das ist mir ganz wichtig zu betonen, gerade nicht durch nationale, kulturelle oder religiöse Zugehörigkeit abgedeckt wird. Teil einer Gemeinschaft und damit Teil einer gegebenen Tradition und einem bestimmten Selbstverständnis und einem verbindlich geregelten Rechts- und Sozialleben zu sein, erreicht eindeutig nicht die Vorstellung von Gleichheit, auf die das Liebesgebot hinaus will.

Die Bedeutung erschließt sich meines Erachtens vielmehr in umgekehrter Richtung:

- Der Nächste, der mir gleich ist, ist ein Mensch, so wie ich.

- Der Nächste, der mir gleich ist, ist ein Mensch, der auf den Schutz lebensfreundlicher Rechts- und Sozialformen angewiesen ist, so wie ich.
- Der Nächste, der mir gleich ist, ist ein Mensch, der das Wohlwollen, die Nähe und die Wärme anderer Menschen bedarf, so wie ich.
- Der Nächste, der mir gleich ist, ist ein Mensch, der ohne das alles nicht leben kann, so wie ich.
- Der Nächste, der mir gleich ist, ist ein Mensch, der das alles nicht aus sich selbst erwirken kann, so wie ich.

Mein Nächster ist trotz aller Unterschiede so wie ich.

Liebe Gemeinde, Paulus spricht am Ende unseres heutigen Predigttextes davon, dass die Stunde gekommen ist, aufzustehen vom Schlaf. Auf das Gebot der Liebe folgt demnach eine Art eschatologischer Weckruf, was in unsere Gegenwortsprache übersetzt so etwas wie „Alarmstufe Rot“ bedeutet: jetzt muss ganz dringend etwas passieren. Den Nächsten zu lieben ist dringlich und verträgt keinen Aufschub. Paulus mahnt die Gemeinde in Rom somit, nicht nur passiv Zuschauende zu sein, sondern fordert sie zum konkreten Handeln auf. Er fordert sie auf, zu den „Waffen des Lichts“ zu greifen, und meint damit nichts anderes als eine Ausrichtung des eigenen Handelns, das in der Liebe zum Nächsten gründet. Paulus' Weckruf erscheint mir heute dringlicher denn je, wenn wir sehen, wie vor unseren Augen und um uns herum Ungleichheit, Spaltungen und Ausgrenzung zunehmen. Es sind Zeiten, in denen wir die Waffen des Lichts brauchen und eine Liebe als grundlegende Form jedweden menschlichen Miteinanders. Eine Liebe, die auf der elementaren Bestimmung von Gleichheit als einer Gleichbedürftigkeit beruht. Die Ablehnung dieser gebotenen Liebe erleben wir immer dann und dort, wo diese Gleichheit nicht anerkannt wird und Menschen andere Menschen als Menschen zweiter Klasse ansehen oder ihnen gar die Menschlichkeit absprechen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

„Weg frei“?! – ein queerer Blick auf Weihnachten (Jes 40,1-11)

WMA Anika Bahr / WMA Vera Gretges / WMA Erik Hee Nau /

M.A. Johanna Schwarz / M.A. Sophie Rink

17.12.23 (3. Advent)

1 „Tröstet, tröstet mein Volk!“, spricht euer Gott. 2 Redet herzlich mit Jerusalem, sagt über die Stadt: „Ihre Leidenszeit ist zu Ende, ihre Schuld ist restlos abgezahlt. Denn für all ihre Vergehen wurde sie vom Herrn doppelt bestraft.“

Was für Worte gleich zum Anfang! Worte aus alter Zeit, und doch klingen sie in unsere Zeit hinein und lösen bei mir Assoziationen aus: Von Jerusalem zu Israel, und in der weiten Spanne zwischen den Verbrechen der Shoah und den aktuellen Angriffen der Hamas klingt der Bibeltext, aus seinem Kontext so herausgelöst, fast zynisch.

Dabei ist der Text wohl um die 2.500 Jahre alt und spricht durch den Propheten Jesaja zum *biblischen Israel* in einer Zeit, in der es Unterdrückung und Vertreibung erdulden musste.

Warum fängt man so eine weihnachtliche Adventspredigt an?

Nun ja, wenn ich nochmal auf den Text schaue, erkenne ich darin eine Wendung: Bessere Zeiten werden vorher gesagt für Gottes Volk, Gott selbst sagt: „Tröstet es!“ In christlicher Deutung hat diese Botschaft eine jahrhundertelange Tradition als Adventstext bekommen. Die Aussicht auf den nahenden Gott, der als Kind geboren werden soll, ist schon am Horizont erkennbar. Der Übergang vom fernen hin zum greifbar nahen Gott steht kurz bevor. Man ahnt es schon, man darf es sich sagen lassen und vielleicht zeigt es eine neue Perspektive auf. „Tröstet, tröstet!“ Vielleicht tröstet uns – der nahe Gott?!

3 Eine Stimme ruft: „Bahnt in der Wüste einen Weg für den Herrn! Ebnet unserem Gott in der Steppe eine Straße! 4 Alle Täler sollen aufgefüllt werden, Berge und Hügel abgetragen. Das wellige Gelände soll eben werden und das hügelige Land flach. 5 Der Herr wird in seiner Herrlichkeit erscheinen, alle Menschen miteinander werden es sehen. Denn der Herr selbst hat es gesagt.“

[Johanna Schwarz:] Wir sollen also einen Weg ebnet – einen Weg in der Wüste, für den Täler und Berge weichen müssen. Alles Bestehende und Unwegsames wird platt gemacht und umgewälzt, damit in der Wüste, in der eigentlich nichts ist, ein Weg entsteht. Und wofür das alles? Damit Gott kommt? Oder ist viel mehr der Weg das Ziel, wie man so schön sagt? Oder kann es vielleicht auch beides sein? Jetzt gerade in der Adventszeit warten wir, wie der Name schon verrät, auf die Ankunft Jesu Christi. Wir warten, indem wir auf dem Weihnachtsmarkt schlen-

dern, Glühwein trinken und Plätzchen backen. Ist das schon das „Wege bereiten“, das im Text angesprochen wird? Wenn doch für viele Menschen, vor allem auch queere Menschen, Weihnachten all das nicht ist und der Weg, von dem hier die Rede ist, in weiter Ferne erscheint. Solange queeres Leben keinen selbstverständlichen Platz in der Gesellschaft hat und queere Menschen von Ausgrenzung und Diskriminierung betroffen sind, bleibt die Wüste ausweglos. Es braucht einen Umbruch, einen Einsturz des Bestehenden und Unwegsamen, um Hindernisse aus dem Weg zu räumen und queeres, vielfältiges Leben sichtbar zu machen. Unser Text ist eine Einladung, Barrieren der Ausgrenzung und der Intoleranz zu überwinden. Gott ruft uns dazu auf, uns gegenseitig in Liebe und Akzeptanz zu begegnen, unsere Vielfalt zu feiern und eine Welt zu gestalten, in der jeder Mensch die Freiheit hat, authentisch und ohne Furcht vor Verurteilung zu leben. Erst dann kann ein Weg entstehen, auf dem sich jede*r willkommen fühlt.

Wie wir schon festgestellt haben: Den Weg ebnen, das ist mühselig und das ist keine leichte Aufgabe. Wenn man sich in der Welt so umschaute, dann wird deutlich, dass noch viel zu tun ist. Der Weg zum Weg ist noch lang, aber das soll niemanden abschrecken, denn wenn alle mit anpacken, dann kann dieser Weg bunt und vielfältig und schön sein und dann können wir alle gemeinsam auf die Ankunft Gottes warten.

6 Eine Stimme spricht: „Verkünde!“ Ich fragte: „Was soll ich verkünden? Alle Menschen sind doch wie Gras. In ihrer ganzen Schönheit gleichen sie den Blumen auf dem Feld. 7 Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt, wenn der Wind des Herrn darüberweht. Nichts als Gras ist das Volk!“ 8 „Ja, das Gras verdorrt, die Blume verwelkt, aber das Wort unseres Gottes bleibt für alle Zeit.“

Jesaja sagt: Menschen sind wie Blumen – sie blühen auf und irgendwann werden sie wieder verwelken. Man kann das Motiv der Vergänglichkeit mit dem physischen Tod eines Menschen in Verbindung bringen, doch ich lese hier auch noch etwas anderes heraus: Ich für meinen Teil habe die Erfahrung gemacht, dass eine Beziehung durch den Tod nicht verwelkt – vielmehr wird sie anders. Beziehungen zu lebenden Menschen hingegen können verwelken. Manchmal passiert das – leider gar nicht so selten –, weil es Teile der eigenen Identität gibt, die von außen als nicht in Ordnung bewertet werden. Zum Beispiel Queer sein.

Jesaja fragt: Was soll ich verkünden? Ich finde, das ist eine verdammt gute Frage: Was kann ich denen zu Euch und Ihnen sagen, die mit Sicherheit auf die ein oder andere Weise Brüche in der Beziehung erfahren haben? Vielleicht kann ich mich dem Text anschließen: Das Wort Gottes bleibt für alle Zeit.

Das bedeutet, dass das Wort – also die Zusage Gottes – der Vergänglichkeit und damit auch jedem Kummer, den wir empfinden gegenübersteht. Die Zusage ist das, was auch dann blüht, wenn eine Beziehung verwelkt.

Die Zusage Gottes, das klingt abstrakt. Aber das muss sie nicht bleiben: Sie kann das Wissen sein, geliebt zu werden. Sie kann das Wissen sein, angenommen zu sein. Sie kann das das Wissen sein, dass wir nicht allein mit unseren Erfahrungen sind, dass es Menschen – hier in diesem Raum gibt – die ähnliches erlebt haben.

Die Zusage Gottes, das kann alles sein, was wir für diese Adventszeit brauchen – und all das, was wir hier und heute hören wollen.

9 Steig auf einen hohen Berg, du Freudenbotin für die Stadt Zion! Verkünde deine Botschaft mit kraftvoller Stimme, du Freudenbotin für Jerusalem! Verkünde sie, hab keine Angst! Sprich zu den Städten Judas: „Seht, da kommt euer Gott! 10 Seht, Gott, der Herr! Er kommt mit aller Macht und herrscht mit starker Hand. Seht, mit ihm kommt sein Volk! Die er befreit hat, ziehen vor ihm her.“

Verkünde die frohe Botschaft – kraftvoll! Sprich laut! Steig auf den Berg, damit alle es hören! Und: Hab keine Angst, fürchte dich nicht. Ob das Hebräische “Fürchte dich nicht” (אַל-תִּירָא) bei Jesaja oder das an die Hirten nach der Geburt Jesu von den Engeln gerichtete “Fürchtet euch nicht” (μὴ φοβεῖσθε) – Furcht hat keinen Platz, wenn Gott sich zuwendet! Und Gott wendet sich den Menschen in seiner Geschichte zu.

Abermals feiern wir genau das: Gottes Zuwendung, das ‘Fest der Liebe’ – nur für uns! Verkündet es! Laut!

Und doch ist es: So überladen, so begraben unter einer dicken Schicht Zuckerguss. Und darunter liegt...? Weihnachten allein feiern? In energiefressender Umgebung? Sich dabei völlig verstellen? Weihnachten in Trauer feiern? Ausgegrenzt sein ausgerechnet am ‘Fest der Liebe’ gerade wegen der Liebe!?

Möglicherweise ist alle Hoffnung auf Besinnlichkeit schon im Zuckerguss erstickt. Was bietet Weihnachten wirklich? (Für mich? Für dich?) Wie sich nicht fürchten im Angesicht all dessen, was im Großen und Kleinen geschieht, sondern hoffen? Es wagen? Der Verheißung *trotzdem* trauen? Was mag das heißen und wie mag das aussehen? Gott spricht in die – meine/deine – Realität, die so anders ist, spricht in alle Enttäuschung: “Fürchte dich nicht, sprich: von deiner Enttäuschung, dem Schmerz, deiner Furcht und Traurigkeit und von deiner Hoffnung auf Zuwendung; du bist gesandt. Sprich - mit Kraft und mit Liebe.” Denn Gott hat es versprochen: Er ist da, du bist bei ihr frei.

11 Wie ein Hirte weidet er seine Herde: Die Lämmer nimmt er auf seinen Arm und trägt sie an seiner Brust. Die Muttertiere führt er sicher.“

Für mich war das Thema „Trost“ das verbindende Thema der heutigen Predigt. Das zeigte sich schon zu Beginn, als Erik in seinem Predigtabschnitt das starke „Tröstet, tröstet mein Volk!“ aufgenommen und verarbeitet hat. Auch Vera hat in ihrem Abschnitt das weihnachtliche „Fürchte Dich nicht“ aufgegriffen, aus dem viele Christ:innen gerade zu Weihnachten Trost schöpfen. Dabei ist es für mich persönlich mit dem Trost immer so eine Sache. Natürlich kenne ich die Sehnsucht nach Trost. Allerdings fühlt sich Trost, der allein auf einen abstrakten, mir fern scheinenden Gott verweist, manchmal schal an und so, als würde das, für das ich Trost brauche, nicht wirklich anerkannt. Denn auch und vielleicht gerade an Weihnachten gibt es gerade für Queers viele Missstände, die Trost bedürften, der dann allerdings leider oft ausbleibt. Diese Spannung haben Anika und Johanna in ihren Predigtabschnitten thematisiert. Johanna, indem sie über den anstrengenden Weg, den sich queere Menschen in unserer Gesellschaft und der Kirche bahnen müssen, und Anika, indem sie über den Schmerz abbrechender oder erschwerter Beziehungen gesprochen haben.

Unsere Predigtstelle endet mit einem Bild, das Gott mit einem Hirten gleichsetzt, der seine Herde weidet. Dabei sind ihm insbesondere die Lämmer nahe, sie trägt er an seiner Brust. Auf den ersten Blick könnte auch dieses Trostbild kitschig wirken. Je länger ich allerdings über das Bild nachgedacht habe, desto mehr habe ich in ihm eine befreiende Kraft entdeckt. Die, die kein Mitspracherecht, keine besondere Position in der Gemeinde oder Gesellschaft haben, also die Lämmer, sind näher bei Gott. Auf die Kirche übertragen bedeutet das für mich, dass die Zugehörigkeit zur Gemeinde besteht, auch wenn andere versuchen, einen auszugrenzen. Aus dieser neuen Perspektive entsteht für mich Trost.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.

Die Weihnachtsgeschichte als Kontrasterzählung (Lk 2, 1-20)

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

24.12.23 (Heiligabend)

Liebe Gemeinde,

der Heiligabend ist ein besonderer Tag im Jahr. Er wird besonders begangen, jedenfalls, wenn dann Familien zusammenkommen.

Solch Weihnachten erinnert auf die ein oder andere Weise an die Weihnachtsgeschichte. Die jedenfalls steht eben im Zentrum der Christmette an Heilig Abend. Die Krippen, die Weihnachtsgeschenke, die ganze Adventszeit auf Weihnachten hin – sie sind aus der Weihnachtsgeschichte entstanden, die wir eben wieder gehört haben.

Eine Geschichte, die einen Kontrast setzt. Eine Geschichte im Gegensatz dazu, was sonst zu dominieren scheint bei uns – in den Nachrichten, in den Familien, in der eigenen Lebensgeschichte. Und gerade so hat sie etwas mit dem zu tun, was sonst unsere Aufmerksamkeit hat in den Nachrichten, in den Familien, in der eigenen Lebensgeschichte. Die Geschichte hat etwas in der Weise damit zu tun, dass sie anders ist.

[I. Traumgeschichten und der Umgang mit ihnen]

Dabei hat die Weihnachtsgeschichte eigentlich den Charakter einer Traumgeschichte: eine Geschichte davon, dass eine Jungfrau den Gottessohn zu Welt bringt. Diese Geschichte legt es damit doch geradezu darauf an, dass man skeptisch bleibt. Zu abgedreht, „zu schön, um wahr zu sein“. Zu unvernünftig – und nichts an ihr ist beweisbar. Sie scheint zu kitschig zu sein. Träumt schön weiter von der heilen Welt.

Allerdings: Das Träumen gehört zum Leben. Es begleitet uns. Da ist etwa der Traum davon, erfolgreich zu sein, berühmt zu sein, schön zu sein. Und da gibt es die dementsprechenden Geschichten. Vom Tellerwäscher zum Millionär. Vom Aschenputtel zur Prinzessin. Von ein paar Klicks zu Millionen an Followern. Da ist dann auch der Traum, gesund zu bleiben auf immer und ewig. Und da ist der Traum, geliebt zu werden, die eine, den einen fürs Leben zu finden, gefunden zu haben. Oder in den Himmel zu kommen: Ein Leben ohne Schmerz und Trauer und Tod. Bzw. auch ganz irdisch: ein Leben in Frieden.

So übertrieben scheinen diese menschlichen Träume zu sein. Und dennoch sind es die Träume, die einen antreiben, die einem Energie geben, die einem Ziele setzen Wenn ich groß bin, dann... Wenn ich mit der Ausbildung oder dem Studium fertig bin, dann ... Wenn ich 25 oder 30 bin ..., wenn ich 50 bin, ja wenn ich in den Ruhestand gehe, dann ...

Aber zur Lebenserfahrung gehört auch: Träume platzen. Ziele werden nicht erreicht. Und außerdem sind da von klein auf an auch Albträume, die einem ebenso nicht unbekannt sind.

Wie gehen wir um mit den Träumen? Wie gehen wir um mit den Traumgeschichten – den eigenen, den gemeinsamen in der Familie, den gemeinsamen in einer Gruppe, in einem Land – und auch damit, dass andere neben mir und andere sonstwo auf der Welt ganz andere Träume haben mögen?

Beim Weihnachtsfest kommen ziemlich unweigerlich die Kindheitsträume in die Erinnerung: *der Moment* vor der Bescherung unterm Weihnachtsbaum. Aber wohlmöglich auch die größeren oder kleineren Albträume. Zu meinen Weihnachts-Kindheitserinnerungen gehört die Sache mit dem Lego-Leuchtstein – samt den beiden Kabel-Enden für die Blockbatterie. Nur: die Batterie war bei dem Geschenk leider nicht dabei. So steckte ich in einem unbeobachteten Moment die Kabel kurz entschlossen in die Steckdose. Glücklicherweise passierte nicht wirklich schlimmeres, aber für mein Legoleuchtstein-Supergeschenk war's das.

Mit Weihnachten verbinden sich gerne überhaupt Geschichten davon, wie früher alles viel besser war als heute. Menschen ticken so. Sie ticken so, nicht nur was die eigene Kindheit betrifft. Auch bei den Religionen ist das leicht so. Früher war alles besser im christlichen Abendland, im Königreich Davids, im großen Kalifat. Und so können daraus auch Träume werden von Macht, Träume von einem Heimatland. Träume allerdings, bei denen, ehe man sich versieht, die Fremden, die anderen dann gerne ausgeblendet sind. Kein Raum für die in unserer Herberge.

Die Frage ist und bleibt also: Wie gehen wir mit den Träumen um? Und: Wie gehen wir mit den Traumgeschichten um?

Wenn wir die Traumgeschichte von Weihnachten hören, alle Jahre wieder, dann geschieht das vor dem Hintergrund aller möglicher anderer Fragen, selbst wenn wir hoffen, sie für den Moment des Heilig Abend kurz beiseitelegen zu können: Wie gehe ich damit um, dass auch die eigenen Kinder nicht perfekt sind – und die eigenen Eltern sowieso ..?. Dass insgesamt mein Leben eben beileibe nicht nur glücklich ist?

Das enttäuscht. Mit enttäuschten Träumen haben wir umzugehen. Wir kennen das, wo Menschen, wo Gesellschaften mit der Enttäuschung so umgehen, dass die Umsetzung der eigenen Träume dann auf Kosten anderer geschieht. Da sind Gesellschaften, die etwa ein Land haben wollen auf Kosten anderer. Macht haben wollen bis dahin, dass sie dazu, wie das Sprichwort treffend sagt, „über Leichen gehen“. So gefährlich können Traumgeschichten werden.

Noch einmal anders schwer wird es, wenn man genauer hinschaut und entdeckt: Die Enttäuschung richtet sich auch an mich selbst. Ich bin nicht schön genug, nicht clever genug, nicht stark genug, nicht liebenswert genug. Es entsteht der Kampf mit sich und gegen sich selbst. Obwohl ich, obwohl wir doch eigentlich nur eines uns ersehnen, glücklich zu sein.

Wir brauchen Traumgeschichten von der Art, dass sie etwas davon nahebringen, *worauf* sich der Wunsch nach Glück ausrichtet, *wo* das Glück gesucht und gefunden wird, was an den eigenen Glückserwartungen das eigentlich Wertvolle ist. Das macht die guten Traumgeschichten aus. Die vielen Weihnachts-Fernsehfilm mit dem Happyend für ein Liebespaar oder eine Kleinfamilie sind dafür nette Versuche.

Dass die biblische Weihnachtsgeschichte zu den wirklich guten Geschichten dazugehört, liegt mehr darin, dass sie eine Kontrasterzählung bietet zu dem, was uns als Glückobjekte nur zu vertraut ist. Dabei legt sie zugleich offen, was in der eigenen Glückssuche selbst schon mitlaufen kann.

[II. Vier Auffälligkeiten in der Weihnachtsgeschichte]

Blicke ich so auf die Weihnachtsgeschichte, dann fällt mir viererlei dabei auf:

[II.1. Die Weihnachtsgeschichte als Geburtsgeschichte]

Das Erste und Grundlegende: Gute Geschichten sind Geburtsgeschichten. Hier im anschaulichen und wörtlichen Sinne. Ein Kind ist geboren. Die Weihnachtsgeschichte erinnert uns daran, wie es ist, wenn ein Kind geboren wird. Ein einmaliges Wesen, der Startpunkt ist gesetzt. Und das reicht für den Moment vollkommen aus. Vergiss also den Startpunkt nicht! Und: Du selbst warst auch mal so ein Neugeborenes. Die Weihnachtsgeschichte ist eine Geschichte vom Anfang. Etwas Neues ist da. Und das Glück des Neuen gilt für alles Neue in deinem Leben. Und

selbst, wenn es eine Ankündigung gab, wenn du einen Plan und ein Ziel hattest – da bleibt vor allem das Überrascht-Sein von dem Neuen. Im Endeffekt ist es ganz anders als gedacht. Es empfiehlt sich vor allem, bereit zu sein für eine Überraschung.

Also: Erlebe das Neue als Neues, obwohl es auch verunsichernd ist. Spüre die Freude an dem Neuen in deinem Leben. Sei kein Bedenkenträger, der sich für das Neue in seinem Leben nicht öffnen will. Und: Stimm ein in den Jubel, teile ihn mit anderen. Sei bereit für das Neue, egal wie alt du bist oder womit du sonst gerade in deinem Leben beschäftigt bist. Es ist himmlisch!

[II.2 Die Weihnachtsgeschichte als Antigeschichte]

Ein Zweites verbindet sich damit: Die Weihnachtsgeschichte erzählt *nicht* die Geschichte der Könige, Kaiser und Präsidenten oder wie die Machthaber sonst heißen mögen. Kaiser Augustus kommt vor als Statist, als zufällige Randbedingung. Die Weihnachtsgeschichte ist im Zentrum auch gerade *keine* Männergeschichte, sondern eine *Frauengeschichte*: Eine Frau bekommt ein Kind. Auch Josef ist eine Randfigur, er sei nicht mal der biologische Vater. Es wird diese Weihnachtsgeschichte auch nicht als Geschichte von Angesehen oder Superklugen erzählt. Die drei Weisen aus dem Morgenland kommen erst später zur Krippe.

Und dabei ist die Geschichte auch *nicht* die einer exklusiven Kleinfamilie aus Vater, Mutter und Kind. Sie ist kein Lob der rein privaten Familienidylle, die diejenigen, bei denen das aktuell nicht so ist, draußen vor lässt.

Diejenigen, die die Familienidylle durchbrechen und genauso zur Geschichte grundlegend dazugehören, sind im Fall der biblischen Weihnachtsgeschichte die *Hirten*. Ob die zu jung oder zu arm sind, um Kinder zu haben, oder ob sie gar keine Familie mit Kindern gründen dürfen, oder ob die Zeit, wo ihre Kinder geboren sind, lange her ist – das alles spielt keine Rolle. Und doch gehören die Hirten zentral in diese Weihnachtsgeschichte hinein. Ohne sie würde die ganze Erzählung zusammenbrechen. Nur ihnen erscheint die Sache mit den Engeln.

Dabei sind die Hirten welche, die auch bei der eigentlichen Geburt gar nicht dabei waren. Und doch sind sie es, deren Tun ausdrücklich mit erzählt ist. Zuerst, *dass* sie hören und *was* sie hören. Sie bekommen den Schlüssel zur Deutung. Dann, dass sie sich bewegen hin zur Krippe, um selbst zu sehen. Dann, wie sie jubeln und *was* sie preisen. Und dass dies von der Art ist, dass andere sich dar-

über wundern. Und wie sie wieder umkehren, zurück in ihr sonstiges Leben und dabei das, was passierte, dahin mitnehmen.

Die Hirten sind die typischen Menschen, die beim Geburtsgeschehen nicht dabei waren, sondern erst später davon hören. Die, bei denen es etwas auslöst, die kommen und sehen, obwohl es wirklich nichts zu sehen gibt, außer, *dass* ebengerade ein Kind geboren ist. Aber die darin doch viel mehr sehen als ein Resultat eines menschlichen Vermehrungsvorgangs. Die, die eine Freude mitnehmen in ihren Alltag.

Es ist also deutlich. Mit den Hirten sind wir, die Hörer:innen, mit hineinerzählt in die Geschichte. Wir, die wir mit jeder Generation zeitlich weiter weg sind von der Jesusgeburt, aber das macht nicht wirklich einen Unterschied. Und wir sind die, denen sich auch die Frage stellt, obwohl es doch nur eine gehörte Geschichte ist, was es denn dabei über die Geschichte Hinausgehendes zu erkennen und zu fühlen gibt.

[II.3 Die Weihnachtsgeschichte als Stallgeschichte]

Das Dritte, was auffällt: Die Weihnachtsgeschichte ist eine Stallgeschichte. Eine Geschichte in alles anderen als optimalen Lebensumständen. Sie erzählt von einer alles andere als geplanten Schwangerschaft und Geburt. An einem Ort, der alles andere als passend ist für eine Geburt. Sondern es ist eine Geburt in Umständen, die auch durch den Machthaber weit weg bestimmt sind. „Geht da und da hin“, hatten die in Rom befohlen. „Wie du es hinbekommst, ist dein Problem.“

Die Weihnachtsgeschichte ist erzählt als eine Geschichte zwischen Weltpolitikauswirkungen und dem Wohnungsmangel vor Ort. Keine Möglichkeit, sich davon freizukaufen. Eben eine leider allzu normale Welt. Die mit ihren Konstellationen und Machtverhältnissen auch die kleinsten Kinder betrifft. So war es damals – und so ist es heute. Leider.

Hinzu kommt: eine Geburt ausgerechnet in Bethlehem – das liegt heute im Westjordanland. Mitbetroffen von dem neuesten Krieg, der mit dem 7. Oktober diesen Jahres begann. Und der uns so fassungslos macht, mit all dem Töten vom geplanten Mord über den Krieg zur Ausrottung der Mörder bis hin zu denen, die auf der einen Seite wie auf der anderen Seite durch Menschenhand sterben. In dieser Region der Welt ausgerechnet liegt die Weihnachtsgeschichte. Aber auch bei uns sind fast alle unzufrieden mit der Politik in Deutschland, sind entscheiden da-

gegen – und dabei ist völlig unklar, wie man es mehrheitlich denn besser machen könnte. Die Weihnachtsgeschichte bleibt eine Stallgeschichte.

[II.4 Die Weihnachtsgeschichte als Gottesgeschichte – und Menschengeschichte]

Und nun das Vierte und speziellste an der Weihnachtsgeschichte: Was auffällt: Die Weihnachtsgeschichte ist eine Gottesgeschichte. Das für sich genommen überrascht uns ja nicht – bei einer Geschichte, die aus dem heiligen Buch einer Religion stammt.

Vielmehr kommt es ebenso, wie auch bislang, bei der Weihnachtsgeschichte als Gottesgeschichte darauf an, *in welcher Weise* sie nun den Traum charakterisiert, also hier den Traum eines Gegenübers von Welt und Gott. Es kommt darauf an, als was dies religiöse Gegenüber beschrieben ist.

Was fällt auf? Zunächst: Dieses Gegenüber ist *irgendwie auf einmal* da: Ein Engel taucht auf. Ein Irgendetwas zwischen Gott und Mensch. Dazu ist die Rede davon, dass eine „Klarheit“ da wäre. Die kann sich offensichtlich nicht auf dieses Engelwesen selbst beziehen, das man sich mit einem menschlichen Gesicht und himmlischen Flügeln zugleich vorzustellen pflegt. Sondern sie bezieht darauf, *was* da vermittelt wird.

Das ist klar und eindeutig. Zuallererst die Anrede jenes Engels an die Hirten: Hab keine Angst. „Fürchtet euch nicht.“ Das schiebt für den Moment das Situative und Irdische beiseite. Das anerkennt auch die Skepsis, ja Peinlichkeit bei einer solchen Art der Traumbegegnung mit Gott. Und es setzt sodann mit dem nächsten Satz dagegen das Gefühl der Freude.

Charakterisiert wird diese Freude dabei aber nicht nur als etwas für mich individuell oder eben die Gruppe der Schafhirten, sondern als „große Freude, die *allem* Volk widerfahren wird“. Das ist eine Maximal-Vorstellung. Sie gibt einen Ausblick, der systematisch von vornherein auch die anderen miteinbezieht.

Dabei wird, geradezugesagt den Wortlaut, die Freude nicht einfach auf eine fernere Zukunft, die allen „widerfahren wird“, verschoben. Sondern sofort folgt das Wort: „Heute“. Heute beginnt etwas Neues. Heute ist es gestartet, heute ist es geboren. Geboren ist das, wonach du dich sehnest; das, worauf die Heiligen Texte der Propheten den Sehnsuchtsblick gelenkt haben. In den Worten dieser Tradition: auf den „Heiland“, den „Gesalbten“ (das heißt das Wort Christus), den eigentlichen „Herr, in der Stadt Davids“, also in Jerusalem. Eben nicht im Kaiserpa-

last in Rom (und – natürlich – ist es auch nicht der Chef in Moskau oder Peking oder Washington oder wie die Hauptstädte sonst heißen mögen), sondern der Heiland in Jerusalem: der Hauptstadt aus der Vergangenheit.

Der Stadt freilich, deren Tempel verloren ging einst an die Babylonier, nur wenige Jahrzehnte nach der Lebenszeit Jesu verloren gehen sollte an die Römer und verloren ging im 8. Jahrhundert an die Kalifen, die stattdessen die Moschee des Felsendoms bauten, und verloren ging an die Kreuzritter im Mittelalter, und an die Osmanen wieder danach, und an die Briten im Jahr 1917. Und auch heute sieht es nicht so aus, als ob ein Messias da wäre.

Was geboren ist, laut dem Engel, ist nicht ein König von irgendeiner Menschen-Gruppe oder Militärmacht Gnaden. Sondern in einem spezifischen Sinn ein Herr von Gottes Gnaden: es ist dieses ‚von Gottes Gnaden‘ ganz anders, als man das wie üblich vom Pharao in Ägypten bis zu den deutschen Königen gerne behauptete.

Man muss also anders danach suchen und woanders den geborenen Menschen suchen. Deswegen macht der Engel auch eine Ortsangabe. Und wieder ist es eine seltsame Art von Ortsangabe. Offensichtlich nur einen Fußweg weit weg – geradezu um die Ecke. Das Erkennungszeichen ist dabei vollkommen unspezifisch: Schlicht ein Neugeborenes ist es, in Windeln gewickelt wie üblich, und das genauere Anzeichen ist ein alles andere als perfekter Ort für eine Neugeborenes: eine Viehkrippe.

Soweit bleibt im in der Engels-Botschaft jedoch die Frage auch noch für die Hirten offen, *worin* denn der Start der umfassenden Freunde durch eine solche Allerwelts-Babygeburt liegen wird. Und nun, so wird erzählt, öffnet sich ein Blick über den Engel hinaus in das Ganze des Himmels: *„Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.“* Ein himmlischer Lobruf. Mit allem Drum und Dran an Szenerie. Aber die Worte lenken den Blick dann wieder über den Himmel da oben hinaus: Der Lob geht am Anfang natürlich auf Gott, den himmlischen Herr, am Schluss aber auf die Menschen unter Gottes Wohlgefallen – und was dieses Wohlgefallen konkret bedeutet, steht genau dazwischen, in der Mitte des Lobrufs: *„Frieden auf Erden bei den Menschen“*. Ganz genau ist dies doch eigentlich das, was wir alle uns erträumen.

Und schon schließt sich das Fenster zum Himmel wieder. Wie ein Traum, der plötzlich endet, weil man aus dem Schlaftraum aufwacht. Doch diese Traumge-

schichte ist damit gerade noch nicht zuende. Sondern sie erzählt den Unterschied weiter, den dieser Impuls ausmacht.

Und damit ist sie wieder ganz bei den Menschen. Bei den Hirten, den Leuten wie du und ich. Die Geschichte erzählt also, wie die Hirten in Bewegung kommen, wie sie *die „Geschichte sehen“* wollen, *„die da geschehen ist“*. Und was sie zu sehen bekommen ist dann eben *„das Kind in der Krippe“* samt seinen seltsamen Arten von Eltern. Josef und Maria, denen beiden das Kind, so wissen wir, soweit wir ganze Geschichte erzählt bekamen, das Kind nicht wirklich gehört.

Und die Hirten, so geht es weiter, *„breiteten das Wort aus“*, und zwar in seiner ganzen Tiefe, nämlich als das, *„was zu ihnen gesagt war“*. Und dieses Weiterzählen, erzeugt eine Bandbreite und Mehrdeutigkeit, sodass dass sich die Leute über die Geschichte der Hirten, so heißt es, *„wunderten“*.

Weihnachten, das ist die erzählte Behauptung: Es ist ein Anfang gemacht. Und wir, die wir die ganze weitere Jesusgeschichte auch ein bisschen vor Augen haben, wir wissen darum, dass darin, wie sie weitergeht, auch dieses Prinzip weitergeht: *Gott bei den Menschen* in den Blick nehmen; *Frieden*, der mehr ist, als etwas ‚um des lieben Friedens willen‘ zu tun; *Wunderliches* inmitten der Grausamkeiten des Lebens mit all seinen Härten und mit alles andere als perfekten Menschen und idealen Zuständen. All dies im Kontrast zu den Mächtigen. Dies bis hin zu Jesu Ende, bestehend aus beidem: *Tod genauso wie Auferstehung* – was dann noch wunderlicher ist. Und damit setzt dieses Erzählen dann noch einmal wieder mehr eine *Anfang* als einen Schlusspunkt bei den Menschen. Denn das Ganze zielt eben auch auf unser Heute.

Zurück zur Weihnachtsgeschichte, wie sie heute verlesen wurde. Die endet mit je *einem* Satz zu den beiden wichtigsten Personengruppen. Jeweils erzählt sie nur das ihrer Meinung nach entscheidend Wichtige daran.

Die Hirten, also die erzählten Hörer:innen der Geschichte – von ihnen heißt es: *„Sie lobten Gott.“* Will sagen: Sie haben einen anderen Blick auf sich selbst und die Welt, und sie haben das, obwohl die Welt noch genauso geblieben zu sein scheint wie sonst auch – auf den ersten Blick. Aber dieser andere Blick, so findet offensichtlich die Weihnachtsgeschichte, das ist schon der Anfang vom entscheidenden Unterschied.

Und die andere Person, von der am Schluss erzählt wird, ist Maria. Von ihr heißt es: Sie *„aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.“* Auch sie ist als Identifikationsfigur erzählt für uns Geschichtenhörer:innen und rät uns:

Behaltet die Geschichte, behaltet sie in der Bandbreite ihrer Worte. Lasst euch bewegen durch sie, wie sie diese Hirten aufmerksam machte und in Bewegung brachte und ihr Selbstverständnis und ihr Tun inspirierte. Lasst euch bewegen, wie sie die Maria bewegte, die scheinbar nur da ist bei ihrem Kind, die es bald ziehen lassen müssen, die aber alles gehört hat und die es alles bewegt – in ihrem Herzen.

Das ist es, was die Weihnachtsgeschichte erzählt, was die Weihnachtsgeschichte jedenfalls Ihnen und mir – in meinen Denk- und Sprechversuchen dazu – erzählt hat, heute Abend.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all' unsere nur allzu menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Von der göttlichen Art der Begleitung und Orientierung auf dem Lebensweg

(2. Mose 13, 20-22)

WMA Erik Hee Nau

31.12.23 (Altjahresabend, Silvester)

20 So zogen sie aus von Sukkot und lagerten sich in Etam am Rande der Wüste. 21 Und der HERR zog vor ihnen her, am Tage in einer Wolkensäule, um sie den rechten Weg zu führen, und bei Nacht in einer Feuersäule, um ihnen zu leuchten, damit sie Tag und Nacht wandern konnten. 22 Niemals wich die Wolkensäule von dem Volk bei Tage noch die Feuersäule bei Nacht.

Ich habe heute Abend dieses leere Marmeladenglas mitgebracht. Ich erinnere mich noch genau: es war mal mit leckerer Blaubeermarmelade gefüllt. Die Marmelade ist längst weg, aber vielleicht können Sie es von Ihrem Platz aus einigermaßen erkennen: Leer ist da Glas eigentlich nicht. Es sind ziemlich genau 52 kleine Zettelchen darin, von denen ich jeden Sonntag in diesem Jahr eines beschriftet habe. In langweiligen, anstrengenden, viel zu heißen, stressigen, verregneten und entspannten Wochen habe ich mir immer ein paar Minuten Zeit genommen und mir überlegt, was in der vergangenen Woche Gutes passiert ist. Das konnten Sternstunden sein, größere Ereignisse, über die ich mich sehr gefreut habe, oder Dinge, die ich endlich geschafft habe. Es waren aber auch kleinere Ereignisse dabei, die im Alltagstrubel oft untergehen würden, wie Sommerregen, Entenküken und zufällig wiedergetroffene alte Bekannte. Heute Vormittag habe ich das Glas aufgemacht und ausgeleert. Und dann habe ich alle Zettel noch einmal durchgelesen und mich gefreut an diesen Erinnerungen, über meinen ganz persönlichen Jahresrückblick.

Der Predigttext für heute ist ziemlich kurz. Die drei Verse sind aber vielleicht die Einleitung in den Exodus schlechthin. Kurz vorher lässt der Pharaos das Volk Israel endlich aus Ägypten frei, nachdem das Land von den verschiedenen Plagen heimgesucht worden war. Jetzt beginnt die Wüstenwanderung Israels, aber bevor sie richtig losgeht, wird noch ein letztes Aufbäumen des Pharaos folgen, der Israel dann mit Streitwagen verfolgen lässt. Mose wird daraufhin das Rote Meer teilen und das Volk hindurchziehen lassen. Die es verfolgenden Streitkräfte werden im Meer versinken – aber soweit sind wir heute noch nicht.

Im Nachhinein wissen wir trotzdem schon: Das Buch Exodus erzählt im Prinzip von einer langen Wanderung, mit Problemen und Zwischenstationen, mit Umwegen und Gejammer. Von all dem ist im Text von heute aber noch nicht die Rede, sondern bloß von der Grundbedingung, die die ganze Wanderung über bestehen

bleiben wird: Gott begleitet das Volk Israel auf seinem Weg und ist nun weithin sichtbar für die wandernden Menschen, indem Gott sich eine unübersehbare Erscheinung gibt.

Was für ein Bild! Nachts sieht man eine Feuersäule, die wie ein riesiger Scheinwerfer leuchtet – und man kann sich vorstellen, wie sie die hellsten Fackeln, Öllampen und Lagerfeuer überstrahlt. Die dunkle und gefährliche Nacht wird erhellt, und Gott zieht vor der wandernden Menschenmasse vorne weg, um ihr den richtigen Weg zu zeigen. Jetzt ist auch der beste Zeitpunkt, um in der heißen Wüstenregion voranzukommen. Wenn dann die Sonne langsam aufgeht, wandelt sich die Form, in der Gott sichtbar ist, in die einer Wolke. In der aufsteigenden Hitze des Tages ist es Zeit, zu rasten und unter dem Schatten der Wolke Ruhe von den Anstrengungen zu finden. Und unter einem solchen Sonnenschutz lässt es sich tagsüber auch irgendwann wieder aufstehen und weiterwandern. Es ist ein starkes Bild von göttlicher Präsenz und göttlichem Wirken, das der Text malt. Gott leitet und Gott behütet, und Gott bleibt: *„Niemals wich die Wolkensäule von dem Volk bei Tage noch die Feuersäule bei Nacht.“*

Die Erfahrung mit Gott, die im Text beschrieben wird, findet vielfach Reflexion in geistlichen Texten. Besonders das Motiv vom Wandern und vom Unterwegssein kommt relativ häufig vor. Wegmetaphern werden vielfältig auf Zeitabschnitte hingedeutet, nicht umsonst spricht man zum Beispiel vom „Lebensweg“ und meint eigentlich die gelebte Zeit. „Wir gehn dahin und wandern / von einem Jahr zum andern“⁴², dichtet Paul Gerhardt 1653, und bei Heinrich Bone heißt es Mitte des 19. Jahrhunderts: „Dem Herrn der Tag und Jahr geschenkt / der unser Leben trägt und lenkt / sei Dank und Lob gesungen.“⁴³ Der wandernde Mensch und die göttliche Leitung, beides findet sich in den Liedern wieder. Und schließlich „erwarten wir“ auch bei Dietrich Bonhoeffer „von guten Mächten wunderbar geborgen / ... getrost, was kommen mag. / Gott ist bei uns am Abend und am Morgen / und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“⁴⁴ Auch dieser Text wirkt wie aus dem Motiv gespeist: *„Niemals wich die Wolkensäule von dem Volk bei Tage noch die Feuersäule bei Nacht.“*

Alle diese Lieder sind Klassiker zum Jahreswechsel, und das ist kein Zufall. Wie auch der Predigttext passen sie an diese Stelle im Lauf der Zeit, die sich immer wieder als Zäsur anbietet. Die Lieder sprechen von ambivalenten Lebenserfahrungen und von Hoffnung, die sich aus diesen Erfahrungen ziehen lässt – oft auch

⁴² EG 58,2.

⁴³ EG 550 (Eigenteil Rheinland, Westfalen und Lippe).

⁴⁴ EG 652 (Eigenteil Rheinland, Westfalen und Lippe).

mit christologischer Zuspitzung. Die christliche Tradition deutet natürlich gerade in der Weihnachtszeit auch auf Gott, der sich in Jesus, dem Baby, präsent und sichtbar zeigt.

Man kann über Silvester hinwegrauschen und dem Tag keine große Bedeutung beimessen. Ich persönlich nutze den Tag aber ganz gerne, um ein wenig zurückzuschauen und ein wenig nach vorne. Als ich mein Glas hier mit den Zetteln ausgeleert habe, erschienen mir beim Lesen im Nachhinein manche Ereignisse in einem anderen Licht. Vielleicht kennen Sie das auch: Die Deutung zurückliegender Erlebnisse kann eben ganz anders ausfallen, als die aktuellen Gefühle zu Ereignissen, bei denen man gerade sozusagen noch mittendrin steckt.

Was wäre, wenn unser Predigttext heute mit seinen starken, eigentlich schon demonstrativen Gottesbildern, auf dem gleichen Effekt beruht, den ich hier im Kleinen mit meinem Marmeladenglas erlebt habe? Erfahrungen von Ungewissheit, Chaos und Unsicherheit, von Anstrengung und Gefahr, die zum Beginn der „Exodus-Wanderung“ stehen, können erst im Nachhinein als Weg, der beständig von Gott begleitet wird, gedeutet werden. Der Sinn, der in der Anstrengung und den vielen Jahren scheinbar ziellosen Wanderns lag, kann erst mit Abstand begriffen werden und dann kann ein Text komponiert werden, in dem scheinbar von Anfang an klar ist: *„Niemals wich die Wolkensäule von dem Volk bei Tage noch die Feuersäule bei Nacht.“*

Ich weiß nicht, wie Ihr Jahr war, worauf Sie zurückblicken und ob Sie optimistisch in die Zukunft schauen. Vermutlich wurden Sie nicht per Wolke und Leuchtf Feuer durch dieses Jahr navigiert. Ich glaube aber, dass unser Predigttext trotzdem sehr gut zum heutigen Tag passt. Er ist gerade heute so stark, weil er in sich sowohl die Schwelle eines Anfangs markiert wie auch schon den Blick auf eben diesen Anfang zurück. Die Erfahrung malt im Text ein Bild von Gott, das erst auf der nachträglichen Bewertung der Exodusgeschichte beruhen dürfte und dann wiederum diejenigen prägt, die diese Geschichte hören und daraus ihre Schlüsse ziehen.

Auch die Deutung unserer eigenen, individuellen Erfahrungen kann die Vorzeichen verändern, unter denen wir losgehen oder weiter wandern. In diesen Erfahrungen etwas erkennen zu können, das wir als Kontinuität, als roten Faden, als Sinn oder vielleicht sogar implizites Handeln Gottes im eigenen Leben deuten, kann Geschenk und Gnade sein. Vermutlich lösen sich niemals alle Kontingenzen auf – aber manchmal entsteht eben doch ein Erkenntnismoment, in dem wir im Nachhinein sagen können: „Eigentlich war von Anfang an alles klar, jetzt ergibt es

für mich Sinn.“ Vielleicht teilen wir so in gewisser Weise die Erfahrung vom wandernden Gottesvolk, die das Exodusbuch so bildreich beschreibt. Vielleicht gehen wir unsere Lebenswege mit Gott, ohne viel davon zu merken. Vielleicht bekommen wir aber auch durch die Erinnerungen jeder Woche eine winzige, tastende Ahnung davon, nicht nur unterwegs zu sein, sondern dabei auch geleitet und getragen, „behütet und getröstet wunderbar“⁴⁵. Das wünsche ich Ihnen und uns allen für das neue Jahr: Gutes Zurückblicken und gutes Nach-vorne-Schauen und dann gutes Weiterwandern!

⁴⁵ EG 652 (Eigenteil Rheinland, Westfalen und Lippe).

Glaube als Umkehr der Verhältnisse (1. Kor 1, 26-31)

Prof. Dr. Martin Keßler / WMA Dr. Aneke Dornbusch / Vera Gretges

07.01.24 (1. So. n. Epiphantias)

I.

„Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus.“

(Keßler:) Was wir eben als sogenannten Kanzelgruß gehört haben, ist der Wunsch, mit dem Paulus seine Briefe eröffnet. Er steht auch am Anfang seines ersten Schreibens an die Gemeinde in Korinth, das abschließend die Liebe als Schlüssel zur Einheit mit Gott und der christlichen Gemeinschaft empfiehlt. Diese Worte begegneten uns heute schon als Jahreslosung. Wer den Brief im Ganzen liest, hat einen kleinen Krimi vor sich. Erkennbar, aber eben nur indirekt erschließbar war es zu Konflikten gekommen, auf die Paulus reagiert. Was Paulus vor allem beklagt, sind Spaltungen in der Gemeinde. Was eine Gemeinschaft sein soll, ist in einzelne Lager oder Fraktionen zerteilt. Sieht man von Christus ab, werden drei Personen benannt, auf die sich diese berufen: Paulus, Apolos und Kephas. Alle drei Gruppen ermuntert Paulus zu Perspektivenwechseln, um zur Einheit der Gemeinschaft zurückzuführen. Die Dreiteilung der Gemeinde brachte uns auf die Idee, den Text Predigttext aus drei einander ergänzenden Perspektiven zu betrachten. Jede Perspektive gilt darin einzelnen Aspekten, einzelnen Begriffen, einzelnen Versen oder einzelnen Gedanken. Paulus selbst versichert der Gemeinde eines vorab: *„Gott ist treu, durch den ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesus Christus, unseres Herrn“*.

Unser Predigttext vertieft dies:

26 Seht doch, Brüder und Schwestern, auf eure Berufung. Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Mächtige, nicht viele Vornehme sind berufen. 27 Sondern was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er zuschanden mache, was stark ist; 28 und was gering ist vor der Welt und was verachtet ist, das hat Gott erwählt, was nichts ist, damit er zunichtemache, was etwas ist, 29 auf dass sich kein Mensch vor Gott rühme. 30 Durch ihn aber seid ihr in Christus Jesus, der für uns zur Weisheit wurde durch Gott und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung, 31 auf dass gilt, wie geschrieben steht: »Wer sich rühmt, der rühme sich des Herrn!«

Liebe Gemeinde, als unsere Kinder kleiner waren, liebten sie ein Spiel namens „Verkehrte Welt“. Sie kennen es alle. Konsequenterweise verkehrt man jede Aussage in

ihr Gegenteil. Das schönste Kompliment wird zur schlimmsten Beleidigung. Harmlos klingende Sätze wie „Ihr alle seid klug, ich mag Euch“ oder „Ihr riecht sehr gut“ können in diesem Spiel zu Entrüstung, Empörung, ja sogar zu Tränen führen. Klagen bei den Eltern ernten Unverständnis, werden die vermeintlichen Beleidigungen in ihrem wertschätzenden Wortlaut wiedergegeben und bleibt der Rahmen des Spieles unerwähnt.

Der Kinderbuchautor Jeff Kinney, der mit „Gregs Tagebuch“ berühmt wurde, malt eine solche Szene in einem seiner Comicromane aus. Die benachbarten Klassenkameraden Greg und Rupert spielen darin „Gegenteiltag“, und die Beleidigung besteht in dem Satz: „Du bist schlau“. Nach dem Zuziehen eines Elternteils und dessen unverständiger Intervention erfolgt eine Entschuldigung für die Aussage, was faktisch zu einer weiteren Beleidigung führt. Die Komik der Szene besteht in der Torheit des einen und der Unverfrorenheit des anderen.

Die bei Paulus begegnenden Ausführungen zur Torheit hörten wir im Wortlaut der jüngsten Revision der Lutherbibel. Diese bietet exakt die Formulierung, die Luther schon 1522 für sein Septembertestament gewählt hatte. Nur die Umlaute fehlen: „*was toricht ist fur der welt/ das hat Gott erwelt/ das er die weysen zuschanden machet*“. Welches Wort steht bei Paulus im griechischen Urtext? Das Törichte ist hier das „*μωρόν*“: das Stumpsinnige, Dumme, Einfältige. Wer von Ihnen nun aufmerkt und die Klangähnlichkeit des Wortes „*μωρόν*“ mit dem angloamerikanischen *moron* bemerkt, kennt ein Wort der gegenwärtigen Umgangssprache. Es bedeutet: Depp, Trottel, Idiot. In der amerikanischen Originalausgabe von Jeff Kinneys Buchreihe bedenken sich Greg und seine Schulkameraden in großer Frequenz mit dieser Bezeichnung. Die deutsche Übersetzung kann für den Eröffnungsband sogar als Titel wählen: „Von Idioten umzingelt“.

Tatsächlich besteht eine überraschend junge Verbindung von der Gegenwartsprache zum Griechischen. Der heutige Begriff des *moron* wurde 1910 durch den amerikanischen Psychologen Henry Goddard geprägt, der unter Rückgriff auf das Griechische damit erwachsene Menschen mit einem IQ zwischen 50 und 70 bezeichnete, was nach seiner Einschätzung einem Entwicklungsstand Sieben- bis Zehnjähriger entspreche. Ein *moro* nach dieser Klassifizierung, aber in anderer Deutung ist ein kindlich begabter Mensch, ein Mensch, wie ihn Gott in seiner Weise und in seiner Einzigartigkeit geschaffen hat. Er ist ein Kind Gottes, dessen Einfalt es erlaubt, nicht auf eigene Leistungen, Fähigkeiten oder Verdienste zu blicken, sondern göttliche Gaben und Geschenke zu empfangen.

In Matthias Claudius' „Abendlied“, das Rudolf Bultmann als das schönste Gebet nach dem „Vater Unser“ bezeichnete, finden sich die wunderbaren Zeilen: „Laß uns einfältig werden, Und vor dir hier auf Erden Wie Kinder fromm und fröhlich seyn!“ Ein weiteres Bild für die fromme Einfalt bietet die – in ihrer ältesten Überlieferung übrigens auf Luther zurückgehende – Legende eines armen Bauern, der tatkräftig geholfen habe, den Scheiterhaufen, auf dem Johannes Hus bereits gesessen habe, weiter aufzutürmen. Diese Unterstützung habe Hus mit den Worten kommentiert: „Sancta simplicitas, Ach du heilige Einfalt“.

Bei Paulus geht es jedoch um mehr als das Ideal einer kindlichen Einfalt oder frommen Unschuld. Gegenüber Gott ist jedes menschliche Bemühen um Einsicht und Erkenntnis töricht, ja idiotisch. Gottes Eigenschaften übersteigen die unseren in einem solchen Maße, dass nicht unser Bemühen entscheidend ist, sondern Gottes Bestimmung. Diese Bestimmung gilt jeder Person in eigener Weise. Paulus erklärt dazu später, „*jeder*“ solle „*so leben, wie der Herr es ihm zugemessen, wie Gott einen jeden berufen hat*“. In unseren Gaben ergänzen wir uns. Der Theologieprofessor muss nicht, wie es vor 500 Jahren Andreas Bodenstein tat, sein Amt niederlegen und, wie man ihm nachsagte, seine Köchin nach der richtigen Auslegung einer Bibelstelle fragen, da sie als unverbildetes Menschenkind einen unmittelbareren geistlichen Zugang zu dem Text näher sei. Unser Wochenspruch erklärt uns: „*Welche der Geist Gottes treibt, die sind Kinder Gottes*“. Und diese „*Gnade des Herrn Jesus sei mit euch*“ allen – und mit Dir, liebe Aneke.

II. Was gering ist vor der Welt und was verachtet ist, das hat Gott erwählt, was nichts ist, damit er zunichtemache, was etwas ist.

(Dornbusch:) Die sechste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung aus dem letzten Jahr hat eine Reihe von besorgniserregenden Ergebnissen hervorgebracht. Dabei wurde auch der Zusammenhang von Bildungsgrad, sozialem Milieu und kirchlichem Engagement untersucht. Es stellte sich heraus: Je niedriger der höchste Bildungsabschluss ist, desto seltener engagieren sich Menschen in der Kirche. Von den Befragten mit Hochschulabschluss gaben 27 % an, sich über Besuche im Gottesdienst hinaus in der Kirche zu engagieren. Bei Personen mit Realschulabschluss waren es 16 %, bei Personen mit Hauptschulabschluss nur noch 12 %.^{46[1]} Ein ähnliches Bild zeigt sich, wenn man nach der ökonomischen Lage der Men-

⁴⁶ Vgl. Wie hältst du's mit der Kirche? Zur Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft. Erste Ergebnisse der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, hg. v. der Evangelischen Kirche in Deutschland, Leipzig 2023, 83.

schen fragt. Kirchliche Religiosität findet sich heute am ehesten noch in Milieus mit gehobenem Lebensstandard, in Milieus mit geringem Lebensstandard kaum noch. Das war vor 50 Jahren noch anders. Mit klaren Worten: Die Kirche ist dabei, eine Institution zu werden, in der nur noch Menschen mit hohem Bildungsgrad und hohem Einkommen zuhause sind.

Über die Gründe für diese Zahlen kann ich hier vorerst nur spekulieren, da die endgültige Auswertung der Untersuchung noch aussteht. Ich habe dazu einige Bekannte aus der kirchlichen Praxis gefragt, die das alltägliche Gemeindeleben besser kennen als ich. Aus ihren Erfahrungen kristallisierte sich für mich zwei Antworten heraus. Da ist zum einen die Tatsache, dass Menschen aus Milieus mit niedrigem Lebensstandard oft weniger Ressourcen haben, um sich ehrenamtlich zu betätigen. Wer viel arbeiten muss, um seinen Lebensunterhalt sicherzustellen, wer kein Geld hat, um zusätzliche Kinderbetreuung zu bezahlen, oder kein Auto, um in die nächste Stadt zu fahren, der ist allein aus strukturellen Gründen von vielen Teilen des gesellschaftlichen Lebens ausgeschlossen. Doch auf der anderen Seite besteht auch ein Problem darin, dass wir in der Kirche oft eine Intellektuellen-Kultur pflegen, die dafür sorgt, dass sich nicht alle hier wohlfühlen. Das beginnt schon in unseren Gottesdiensten, die zumeist hochkulturelle Veranstaltungen sind. Die genutzte Sprache, die Liederauswahl und Liturgie setzten oft ein hohes Maß an Bildung voraus. Ich erinnere mich selbst an mehr als eine Predigt, in der Sätze fielen wie: „Wir kennen ja alle Brahms Deutsches Requiem“. Ich selbst möchte mich nicht ausnehmen von dieser Kritik.

Dieses Problem, das ich hier zu skizzieren versucht habe, ist nicht nur ein sozialpolitisches, es ist ein theologisches Problem. Darauf weist der heutige Predigttext hin, in dem Paulus die Gemeinde in Korinth ganz klar davor warnt, sich ihrer Weisheit, ihrer Macht und auch ihrer sozialen Stellung zu rühmen. Nicht nur haben diese keine Bedeutung bei Gott, nein. Indem Gott Mensch wurde, hat er für eine grundsätzliche Umkehr all unserer Vorstellungen von Macht, Reichtum und Status gesorgt und hat völlig neue Wertmaßstäbe in diese Welt eingeführt. Um es noch einmal mit den Worten der Basisbibel zu sagen: *„Er hat also gerade das ausgewählt, was nichts zählt. So setzt er das außer Kraft, was etwas zählt.“*

Es ist offensichtlich, dass wir in unseren Kirchen gerade fundamental daran scheitern, diese Umkehr der Werte mit Leben zu füllen. Stattdessen erleben wir, dass nur noch die in der Kirche Heimat finden, die auch das haben, was in der menschlichen Welt etwas zählt, nämlich Geld und Bildung. Dabei hat Gott, so Paulus, diese Maßstäbe doch schon vor über 2000 Jahren außer Kraft gesetzt. Können wir diesem Trend entgegenwirken?

Ausgehend von den zwei möglichen Gründen, die ich oben genannt habe, sind auch zwei Handlungsoptionen denkbar. Zum einen muss sich die Kirche weiterhin dafür einsetzen, dass es Menschen aller Bildungs- und finanziellen Hintergründe möglich ist, sich innerhalb unserer Gesellschaft einzubringen. Es gilt, Strömungen entgegenzutreten, die beispielsweise Empfänger:innen von Sozialhilfen unter Generalverdacht stellen. Gerade auf der Grundlage unseres christlich-protestantischen Menschenbilds müssen wir dafür einstehen, dass jeder Mensch unabhängig von seiner Leistung als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft gesehen wird.

Zum anderen müssen wir in unseren Kirchen daran arbeiten, dass sich Menschen aller Hintergründe hier gesehen und wohl fühlen. Dazu müssen wir alle bei uns selbst anfangen und reflektieren, mit welcher Einstellung wir eigentlich Menschen gegenüber treten, die beispielsweise weniger verdienen als wir. Ein Bekannter, der in einer Gemeinde arbeitet, in der viele Menschen im Asyl leben oder einen Migrationshintergrund haben, hat mir berichtet, dass das Anliegen dieser Menschen vor allem ist, gleichberechtigt und vollwertig behandelt zu werden. Wenn nach einer Gemeindeveranstaltung beispielsweise als Dank kleine Geschenke verteilt werden, und einige dies ablehnen und sagen, es solle lieber an die Bedürftigeren der Gruppe weitergegeben werden, dann wird so die Marginalisierung reproduziert, die arme Menschen in unserer Gesellschaft eh schon erfahren. Es sind gerade die kleinen Dinge, mit denen wir in unseren Mitmenschen oft viel auslösen. Das Mittagessen für jemand anderen zu bezahlen, kann nett gemeint sein, doch es kann auch Gefühle verletzen, wenn das Gegenüber sich dadurch bevormundet oder seiner Autonomie beraubt fühlt. Wie so oft schützt vor solchen Missverständnissen das gemeinsame Gespräch. Wir sollten die sozialen Unterschiede innerhalb unserer Gemeinden nicht wegschweigen, sondern offen ins Gespräch über unsere unterschiedlichen Voraussetzungen und Möglichkeiten kommen und fragen: Was ist dir wichtig? Was brauchst du? Was willst du geben?

So können wir uns gemeinsam auf den Weg machen zu der Weisheit, zu der Gerechtigkeit, zu der Heiligung und Erlösung, von der Paulus schreibt. Es sind eben nicht menschengemachte Maßstäbe, sondern sie haben ihren Grund in Christus Jesus. Und auch Christus ist nicht als allwissender Gönner durch die Welt gelaufen und hat Almosen verteilt. Er hat eine Sprache gewählt, die für alle verständlich war. Er hat ungebildete Fischer und unbeliebte Zöllner zu Jüngern berufen. Er hat sich auf Augenhöhe begeben zu denen, die am Straßenrand saßen und bettelten. Oder was meinst du, Vera?

II. „Seht auf eure Berufung!“

(Gretges:) Personen, die auserwählt oder berufen werden für große Taten und Aufgaben – da fallen uns nach kurzem Nachdenken wohl einige ein. Beispiele aus Filmen und auch Büchern drängen sich auf: Harry Potter, Frodo Beutlin aus dem Herrn der Ringe oder auch Heldinnen, die ihre Berufung im Retten von Leben gefunden haben.

Bei Frodo ist das so: Er ist ein kleiner Hobbit, ein Wesen, das menschenähnlich, aber kleiner ist und haarige Füße hat. Von anderen wird er als gering wahrgenommen und traut sich erst nichts zu. Dann wird er für die große Aufgabe auserwählt und erklärt sich bereit – für eine Aufgabe, an der schon Größere grandios gescheitert sind. Er streift durch öde Lande, gefährliche Felsformationen, matschige Moore, entkommt nur knapp den furchtbarsten Gefahren, immer mit dem Ziel vor Augen. Das Gute siegt. Die Welt ist gerettet. Dank Frodo.

Großartige, glanzvolle Personen also, über die zu berichten es sich lohnt, diese Berufenen. Und auch Paulus ist berufen – zum Apostel. Dazu, den Menschen vom rettenden Handeln Gottes zu berichten und ihre Leben komplett zu ändern. Sie freizusetzen. Das ist sein Auftrag, seine Mission.

Auf dem reichhaltigen theologischen Buffet dieses Textes und des Briefes nimmt die Berufung eine zentrale Position ein. „*Seht doch, Geschwister, auf eure Berufung*“... aber: welche Berufung eigentlich? In welcher Form? Wo spiegelt sich das in unserem Leben wider?

Paulus gibt Hinweise:

- Er richtet sich dezidiert an die berufenen Heiligen
- Die Adressierten sind durch Gott berufen zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesus Christus (1. Kor 1,9). Die Gemeinschaft ist ein entscheidender Aspekt.
- Denen die berufen sind, wird Christus als erlösende Kraft und Inbegriff der Weisheit Gottes gepredigt. Hier gibt es überhaupt erst die Möglichkeit eines Zugangs zur göttlichen (kontrafaktischen) Weisheit
- Entscheidend ist auch: Nicht viele sind berufen und erwählt

All dies sind nicht nur bloße Floskeln, sondern ist Wort und zugleich Auftrag. Wer berufen ist, hat sich dementsprechend zu verhalten. Die Anforderungen an die Erwählten sind nicht zu diskutieren. Das ist nicht erst seit den zahllosen Hauptfiguren aus Filmen und Büchern klar. Zahlreiches gibt Paulus seinen Korinthern und uns in der Nachfolge auf den Glaubens- und Lebensweg:

- Seid einig, bildet keine Parteien, konzentriert euch auf das Wesentliche: Christus
- Beseitigt die Missstände in der Gemeinde, geht freundlich miteinander um – wie auch immer dies konkret aussieht
- Den Hinweis auf die verschiedenen Gaben und ihren Ursprung und ihre Verwiesenheit aufeinander. Auch hier wird die Gemeinschaft betont.
- Vieles mehr wäre anzuführen

Und dabei gilt stets: Gott ist treu. Und das heißt: Sich der Berufung entsprechend zu verhalten ist keine Mühe, die vergebens ist. Nichtsdestoweniger ist das eine Aufgabe monströsen Ausmaßes, wenn man einmal darüber nachdenkt. Frodo, Harry und auch Paulus hadern und sind Schwierigkeiten ausgesetzt. Doch eins ist auffällig: Sie sind gehalten durch Beziehungsnetze, Gemeinschaft und den Glauben daran, dass das Ziel und die Sache es wert ist.

Und letztlich ist es wohl auch so: Seine Berufung sucht man sich nicht aus, sondern man wird berufen. Beim Abenteuer Christ.insein ist die Taufe eines der markantesten Zeichen für Gottes persönliche Anrede an uns und seinen Zuspruch. Auch dadurch ist man hineingenommen in die Gemeinschaft.

Ich glaube nicht, dass nur glorreiche Einzelgestalten berufen sind, sondern dass Gott jede:n von uns anspricht, uns zum Leben mit ihm beruft, uns in unseren Abenteuern fordert und dabei treu ist.

Gottes gnadenvolle Zuwendung zu uns nimmt verschiedene Formen an und manchmal ist sie nicht sichtbar. Nur zu wissen, dass Gott treu ist und sich nicht abwendet, reicht nicht aus für die Herausforderung des Lebens. Es ist eine Sache, etwas zu wissen, eine andere, etwas so zu verinnerlichen, dass sich das Leben danach ausrichtet. Erinnerung an Gottes Zuwendung tut gut und Not, um dann gestärkt ins Leben zu gehen, die empfangene Liebe und Gnade weiterzugeben und das Licht strahlen zu lassen auf dem Weg.

Paulus gibt den Korinthern am Ende des Briefes noch folgende Worte mit: „*Wachet, steht im Glauben, seid mutig und seid stark! Alle eure Dinge lasst in der Liebe geschehen!*“ (1. Kor 16, 13f.)

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.

„Haltet euch nicht selbst für klug“ (Röm 12, 9-16)

WMA Dr. Julius Trugenberger

14.01.24 (2. So. n. Epiphantias)

1. Der Ausgangspunkt: Das „Irgendwie“ des persönlichen Glaubens vieler (junger) Menschen

Liebe Gemeinde,

„Irgendwie glaube ich. Aber ich weiß nicht, ob da wirklich etwas daran ist. Ob ich mich mit meinem Glauben auf dem festen Boden der Wirklichkeit bewege. Aber hoffentlich ist es so. Hoffentlich ist wirklich, was ich irgendwie glaube.“ Wer immer so oder so ähnlich fühlt, der ist richtig hier, in der aktuellen Predigtreihe unserer Universitätsgottesdienste. Steht diese Predigtreihe doch unter dem Motto: „Glauben – irgendwie, wirklich, hoffentlich“. Ein Motto, das weniger der Tradition, sondern eher der Erfahrung, und zwar der *gegenwärtigen* Erfahrung, abgelauscht ist.

Der ev. Universitätspredigers, Prof. Hauschildt, und sein Forschungsteam haben Interviews mit jungen Menschen ausgewertet: Wenn man junge Menschen zu ihrem Glauben befragt, dann zeichnen die in ihren Antworten ein Bild, das von großer Unsicherheit geprägt ist: *Irgendwie* glaubten die meisten schon. Sie wüssten aber nicht, ob sie mit ihrem Glauben auf dem sicheren Boden des Wirklichen bewegten. Aber sie erhofften sich das: *Hoffentlich ist wirklich, was wir irgendwie glauben*. Das ist der Tenor junger Menschen, zumindest derer, die der Religion noch zugeneigt sind. Aber das ist ja nicht nur der Tenor unter den jungen Menschen, sondern auch unter den älteren: Wie so vieles andere auch – ob es nun politische Überzeugungen oder private Zukunftsziele sind – ist heute auch der persönliche Glaube der Menschen unter das postmodern instabile Vorzeichen eines „Irgendwie“ geraten.

Es mag Theologen geben, die den weitverbreiteten Irgendwie-Modus des Glaubens kritisieren. Die den Verlust von Eindeutigkeit betrauern. Ich gehöre nicht zu ihnen. Denn ich meine, dass das unsichere und vage Irgendwie-Glauben durchaus im Christentum angelegt ist. Oder soll ich lieber gleich sagen: im Protestantismus?

Liebe Gemeinde, ich sage lieber gleich: im Protestantismus, denn in ihm kenne ich mich aus und von ihm weiß ich, dass er keine Religion der einfachen Antworten ist. Der Protestantismus ist keine Religion, die den Menschen dort, wo es

schwierig wird, die Sinne vernebelt. Nein, das ist eine Religion, die das Zweifeln zulässt. Nahezu auf einmalige Weise, würde ich sogar sagen.

Ist es ein Zufall, dass man Immanuel Kant früher den „Philosophen des Protestantismus“ genannt hat? Wie viel hat dieser scharfsinnige Denker auf den Nachweis gegeben, dass man Gott nicht beweisen kann? Man kann ihn freilich auch nicht nicht beweisen, sagte Kant. Für die Vernunft bleibt es offen. „Kant und die offenen Fragen“, so lautet denn auch der passende Titel einer aktuellen Ausstellung in der Bundeskunsthalle hier in Bonn.

Freilich: Man muss gar nicht Kant bemühen. Man kann auch gleich ins Neue Testament blicken: Da sucht ein verzweifelter Vater Jesus auf. Sein Kind ist schwerkrank. Jesus sagt zu ihm: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Und sogleich schrie der Vater des Kindes: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben“ (Mk 9,24). Ganz so neu, liebe Gemeinde, ist das Phänomen also nicht, dem sich unsere Predigtreihe widmet mit ihrem Motto „Glauben – irgendwie – wirklich – hoffentlich“.

Freilich hat sich der in der Geschichte erwähnte Vater immerhin noch um eine Begegnung mit der Religion bemüht. Das wiederum ist heute – leider – nicht mehr automatisch so. Irgendwie entfernen sich die Irgendwie-Glaubenden von der Religion, leise und geräuschlos. Und dann glauben sie bald gar nicht mehr, auch nicht mehr irgendwie. Und das ist schade. Denn gerade für die vielen irgendwie-Glaubenden meine ich doch, lohnt es sich, den Botschaften der Religion Aufmerksamkeit zu schenken. Zumindest ab und an.

II. Warum es sich für die Irgendwie-Glaubenden lohnt, ab und an den Botschaften der Religion Aufmerksamkeit zu schenken

Denn aus der Religion kommt so manch wichtiger, ja, ich würde sogar sagen, singulärer Gedankenanstoß. Wo sonst hört man Sätze wie die folgenden? *„Seid eines Sinnes untereinander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den geringen. Haltet euch nicht selbst für klug.“* (16c)

Dieser Impuls stammt aus dem Römerbrief des Paulus, aus dem 12. Kapitel. Hier schreibt der Apostel mehrere Ermahnungen an die Gemeinde in Rom. Wir sind zwar nicht die ursprünglichen Adressaten, an die der Apostel sich richtet. Aber er hat uns dennoch etwas mitzugeben. Denn Paulus relativiert etwas, wonach nicht nur zu seiner Zeit, sondern auch heute viele Menschen streben. Wer will es nicht? Klug sein, klug erscheinen.

Es ist interessant, wie unsere Alltagssprache das aufgreift. „Klug“ ist ein Wort, das wir heute gar nicht so intensiv benutzen. Häufig wird aus „klug“ „smart“ (manchmal auch „clever“). Auf alle Fälle ist „smart“ zu sein und „smart“ herüber zu kommen heute ein positiver Wert. Unter Jugendlichen auf dem Schulhof und in ihren Chatgruppen, aber nicht nur dort.

Ist ihnen einmal aufgefallen, wie viele Betriebe heute auf ihren Firmenwagen das Wörtchen „smart“ stehen haben? Wie viele für smarte „solutions“ werben? Ganz gleich, ob es da um die Entsorgung von Druckerpatronen, um die ideale Wärmedämmung oder um die einfachste Arbeitszeitkoordination in der Firma geht: Immer steht die Lösung im Vordergrund, die angeblich am schnellsten die Komplexität der Lage reduziert und beseitigt. Schnell weg mit der leeren Druckerpatrone, das nächste Problem wartet schon darauf, gelöst zu werden! Notfalls mit dem klugen Telefon in der Tasche, dem Smartphone.

Die Philosophin Olivia Mitscherlich hat im Deutschlandfunk darauf hingewiesen, dass Klugheit längst zu einer zentralen Gegenwartskompetenz geworden ist – und dass sie dabei deutlich eine instrumentelle Note erhalten hat. Das war in der Antike noch anders, damals war die Klugheit noch eng an das Wahre und Gute gebunden. Mitscherlichs Interview mit dem Deutschlandfunk ist schon einige Monate her. Aber mir ist es noch gut in Erinnerung. Ich saß zuhause beim Frühstück, als ich ihrer im Radio gegebenen Definition von Klugheit heute lauschte. Mitscherlich sagte: „Wir bezeichnen heute eine Person als klug, wenn sie in ihren Handlungen alle möglichen Einsichten einfließen lässt, die ihr zum Zeitpunkt des Handelns zur Verfügung stehen.“ Kaum hatte sie diesen klaren Punkt markiert, da klingelte es unten. Das Frühstück stehen lassend lief ich runter: Vor der Tür stand der Vermieter mit ein paar Heizungsbauern. Es sei jetzt an der Zeit, die aktuelle Gasheizung durch eine neue zu ersetzen. Aber die aktuelle funktioniere doch noch, meinte ich. Ja, aber man könne nie wissen, was die Ampel mit einem noch vorhabe. Tja, klug gehandelt, dachte ich mir da.

III. Paulus' Meinung zur (instrumentellen) Klugheit

Was hätte Paulus zu all dem gesagt? Ich denke nicht, dass er Akte instrumenteller Klugheit als solche getadelt und verworfen hätte. Schließlich schreibt er an anderer Stelle: „*Prüfet alles, und das Gute behaltet*“ (1. Thess 5,21) – ein bemerkenswertes Motto. Das passt gut zur klugen Umsichtigkeit, wie sie heute dominiert – nicht nur bei schwäbischen Vermietern.

Mit seinem „*Haltet euch nicht selbst für klug*“ kritisiert Paulus weniger kluge Handlungen, er ermahnt vielmehr zur Demut: Die vielen kleinen und großen Schlaumeier sollen sich nicht für klüger halten, als sie sind. Sie sollen sich nicht selbst überschätzen. Haltet euer Herzen und Sinne offen für die, die weniger klug erscheinen als ihr! Haltet euer Herze und Sinne offen für die, die scheinbar weniger souverän sind als ihr im Umgang mit der Informationsfülle. Haltet euer Herzen und Sinne offen für die, die nicht so wirken, als sähen sie jede Eventualität umsichtig vorher. „*Freut euch mit den Fröhlichen und weint mit den Weinenden*“, so schreibt Paulus an die Römer (Röm 12,15).

Es ist tatsächlich klug, sich ab und an der Demutsratschlage des Paulus zu erinnern. Darin steckt eine Menge Wahrheit für uns Heutige, gerade was das Thema Klugheit angeht. Denn mir scheint es so: Klug zu sein und klug zu handeln, das ist heute überhaupt nicht leicht. Denken wir nochmals an das, was Olivia Mitscherlich über unser heutiges Verständnis von Klugheit sagte: Für uns heute ist jemand klug, wenn sie oder er ein Maximum an Einsichten aus seinem Umfeld in die eigenen Entscheidungen einfließen lässt. So weit, so klar.

Was aber, wenn das eigene Umfeld immer unübersichtlicher wird? Was, wenn potenziell immer mehr Stimmen in diesem Umfeld begegnen? Was, wenn immer mehr Einsichten zur Verfügung stehen und ich zwingend auswählen *muss*, weil ich gar nicht alle Einsichten verarbeiten kann? Wer garantiert mir, dass ich auf die richtige Stimme höre, dass ich Fakten von Fiktionen unterscheide, dass ich wirklich klug handele?

Man hat das in der Corona-Pandemie deutlich gesehen: Was wirklich kluge Corona-Politik ist, das ließ sich immer nur hinterher feststellen. Im aktuellen Augenblick konnte das niemand zweifelsfrei bestimmen. Was für ein Segen war es da für unser Land, dass wir doch einige Politiker hatten, die im Geiste christlich-paulinischer Demut auftraten! Politiker, die mit ihren Zweifeln, ob sie die richtigen Entscheidungen treffen würden, offen umgingen.

Doch nicht nur für hohe Entscheidungsträger, sondern eben auch für Menschen mit überschaubarem Verantwortungsbereich ist gedacht, was Paulus schreibt: „*Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den geringen. Haltet euch nicht selbst für klug.*“

Natürlich meint Paulus nicht, dass wir jeden höheren Anspruch begraben sollen. Wir dürfen uns schon bilden, auf jeden Fall, das hat er ja selbst gemacht! Aber wahre Bildung geht nicht auf Stelzen. Wahre Bildung baut sich nicht seltsam in die Höhe. Sollte es nicht möglich sein, mit einer gesunden Mischung aus Selbst-

bewusstsein, Selbstironie und Demut durchs Leben zu gehen? Gerade an der Universität?

Gerade hier! Denn hier wird definitiv weniger gewusst als öffentlich zugegeben wird. Und hier wird definitiv viel aus dem Bauch heraus entschieden. Ob das die Wahl des Studienfaches, die Wahl des Studienortes oder die Wahl des Forschungsfeldes ist. Wie in der Gesellschaft auch so sind hier alle ein bisschen Scholz und merkeln sich so durch ihren Aufgabenkatalog.

IV. Irgendwie entscheiden und hoffen, dass Gott aus der Summe unserer Entscheidungen ein schönes Ganzes machen wird

Irgendwie entscheidend, ohne zu wissen, ob die aktuelle Entscheidung wirklich gut getroffen ist. Doch je schlechter die Sicht und je dichter der Nebel, desto problematischer ist das.

Was aber dann? Nun, dann kommt das dritte Moment aus unserer Trias zur Geltung, aus der Trias: „wirklich – irgendwie – hoffentlich“. Desto wichtiger ist dann die Hoffnung.

Als Christ hoffe ich, dass Gott aus jeder Fragmentensammlung ein schönes Ganzes zusammenpuzzeln kann. Auch aus der Fragmentensammlung, die ich selbst mit meinen Entscheidungen hinterlasse.

Die Geschichte von Jesus zeigt es mir an: War es klug, dass er dem Gott seiner Väter, so wie er ihn verstanden hat, die Treue gehalten hat? Zunächst einmal hat ihn das ans Kreuz gebracht! Die Summe der eigenen Entscheidungen war sein Schaden und wer den Schaden hat, der muss bekanntlich für den Spott nicht mehr sorgen... Von Karfreitag aus gesehen war das nicht klug! Wohl aber von Ostern her! Ein Fest, das uns einlädt zu hoffen, dass wirklich ist, was wir irgendwie glauben – ja, das uns einlädt, das so zu hoffen, dass uns dabei das Irgendwie unseres Glaubens jetzt nicht stört.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.

Amen.

Reichtum – Gesundheit – Spiritualität: nur eine antike Dreiecksgeschichte

(2. Könige 5⁴⁷)

Prof. Dr. Hermut Löhr

21.01.24 (3. So. n. Epiphantias)

Die Gnade unseres Herrn Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen!

Herzlich willkommen, liebe Schwestern und Brüder, zu dieser Matinee im kurfürstlichen Schloss, im Rokoko-Saal zwischen „Kunst, Wissenschaft und Christentum“, herzlich willkommen im Welttheater. Wir spielen heute: „Reichtum – Gesundheit – Spiritualität“, Schauspiel in fünf Szenen und einem Epilog, verfasst vom Deuteronomisten auf der Grundlage eines alten Volksstücks. Wir spielen das Stück ohne Pause, wir spielen es *en suite* mindestens *ab urbe condita*, seit der Gründung Roms.

Zunächst der Programmzettel: *Personen der Handlung*: Naaman, ein ranghoher Offizier des Königs von Aram-Damaskus; der König von Aram-Damaskus; der König von Israel; Elisa, ein Mann Gottes; Gehasi, sein Diener. *Ferner*: die Frau des Naaman; eine junge Israelin, Geisel und Sklavin im Haus des Naaman; mehrere Diener des Naaman; ein Bote des Elisa; Kriegsleute der Aramäer. *Orte der Handlung*: Königspalast in Damaskus; Königspalast in Samaria; vor und im Haus Elisas, des Mannes Gottes; der Fluss Jordan; verschiedene staubige Landstraßen; kurzum: der Nahe Osten. *Zeit*: Zeit der Könige von Aram-Damaskus, Bar-Hadad II., und Israels, Joram. Oder: Jederzeit.

Vorhang auf zur ersten Szene:

I.

5¹Naaman, der Feldhauptmann des Königs von Aram, war ein trefflicher Mann vor seinem Herrn und wert gehalten; denn durch ihn gab der Herr den Aramäern Sieg. Und er war ein gewaltiger Mann, jedoch aussätzig. 2Aber die Kriegsleute der Aramäer waren ausgezogen und hatten ein junges Mädchen weggeführt aus dem Lande Israel; die war im Dienst der Frau Naamans. 3Die sprach zu ihrer Herrin: Ach, dass mein Herr wäre bei dem Propheten in Samaria! Der könnte ihn von seinem Aussatz befreien.

⁴⁷ Eine gut lesbare, detaillierte und anregende Auslegung stammt von Christian Frevel, „Weg-gegeben. Von der Kraft des Verzichts auf dem Weg zu Gott“ (2004), s. https://www.erzbistum-koeln.de/export/sites/ebkportal/kultur_und_bildung/schulen/.content/documentcenter/Dokumentationen/2004/frevel-mitwoch.pdf (Abruf 18. Januar 2024). Der biblische Text ist der Luther-Bibel (Revision 2017) entnommen.

⁴ *Da ging Naaman hinein zu seinem Herrn und sagte es ihm an und sprach: So und so hat das Mädchen aus dem Lande Israel geredet.* ⁵*Der König von Aram sprach: So zieh hin, ich will dem König von Israel einen Brief schreiben. Und er zog hin und nahm mit sich zehn Zentner Silber und sechstausend Schekel Gold und zehn Feierkleider* ⁶*und brachte den Brief dem König von Israel; der lautete: Wenn dieser Brief zu dir kommt, siehe, so wisse, ich habe meinen Knecht Naaman zu dir gesandt, damit du ihn von seinem Aussatz befreist.* ⁷*Und als der König von Israel den Brief las, zerriss er seine Kleider und sprach: Bin ich denn Gott, dass ich töten und lebendig machen könnte, dass er zu mir schickt, ich solle den Mann von seinem Aussatz befreien? Merkt und seht, wie er Streit mit mir sucht!*

Lasst uns kurze innehalten und die Inszenierung bedenken: Wir schauen ein antikes Stück – ob Drama, ob Komödie oder Farce, ist noch nicht entschieden – und wir dürfen uns die antiken Verhältnisse nicht nach unseren Vorstellungen malen – wir machen ja kein Regietheater, wir lassen schon den Text selber sprechen: Ja, unser Theater ist in der populären Presse dafür bekannt, „historisch-kritisch“ zu arbeiten. Stimmt zwar nicht so ganz, aber sei's drum, die Presse braucht *labels*.

Die Königreiche, die in unserem Stück vorkommen, sind beide nicht groß, eher nahöstliche Kleinstaaten, was nicht ausschließt, dass es auch bei und zwischen ihnen sehr unheilige Kriege und Konflikte gibt. (Heilige Kriege gibt es nach meiner Auffassung gar nicht.) Die Großmächte der Region bleiben im Hintergrund – sollen wir sie als Schatten in das Bühnenbild malen? – , sie nehmen Einfluss und bestimmen die Geschicke nach ihren eigenen, undurchschaubaren Interessen, doch im Vordergrund streiten sich zwei Kleinstaaten, beziehungsweise deren so genannte Könige. Luftlinie zwischen Samaria und Damaskus: 219,11 km laut Google maps. Mit dem Pferdewagen eine Tagesreise.

Auch Kleinherrscher haben Heere, auch sie wollen mehr Macht, mehr Einfluss, mehr Ansehen, mehr Land, und auch sie schaffen es immer wieder, sich persönlich zu bereichern. Glaubt es mir: alle! Der König von Aram hat ein Heer, er hat einen *commander-in-chief*, und er ist offenkundig reich. Und natürlich hat er Sklavinnen und Sklaven, auch aus dem Nachbarland, Kriegsgefangene oder Menschen, die verschleppt wurden. Wie das Mädchen aus dem Lande Israel, das offenbar vergleichsweise Glück gehabt hat. Sie „darf“ als Hausklavin arbeiten, und ihr wird der Mund nicht verboten.

Doch auch die Fürsten und Mächtigen, sie sind Menschen, sie werden geboren, sie leben und lieben und weinen und lachen, sie sind gesund oder krank, und am Ende sterben sie alle. Darin kann auch ein Trost liegen: Alle Tyrannei hat ein Ende, weil alle Tyrannen ein Ende haben, später – oder besser noch früher.

General Naaman hat, so will es das Stück, eine chronische Hautkrankheit. Sie muss gleich am Anfang des Stücks klargestellt werden, denn erstaunlicherweise ist es diese Krankheit, die das ganze Geschehen bestimmt und vorantreibt. Unser Welttheater muss dies deutlich herausstellen: Es sind oft, *sehr* oft die kleinen und privaten Motive, im Guten wie im Schlechten, die das Geschehen für viele bestimmen. Wenn jemand persönlich weise ist in den Regionen von Macht und Politik, kann er wirklich Frieden bewirken, ohne dass abertausende junger und nicht so junger Menschen sterben müssen; wenn jemand psychisch krank ist, wird seine Politik, sorry, krank und gefährlich sein; und wenn jemand dumm ist – nun ja.

Nun hätte Naaman auch einen chronischen Schnupfen haben können, eine lahme Hand oder was auch immer. Dass er Aussatz hat, und das müssen wir irgendwie auf die Bühne bekommen, ist, so interpretiere ich es – und ich hoffe, das ist nicht zu viel hineingelesen in das Stück – es ist doppelbödig, meine Kollegen vom Regietheater würden ganz viel daraus machen. Denn wer mit Aussatz geschlagen ist, so sagt es das uralte Gesetz nicht Arams, sondern Israels, der ist sozial isoliert, doch er kann Heilung finden, im Ritus und beim Priester des Gottes Israels. Das Mädchen aus Israel weiß das vermutlich, der aramäische General nicht. Aber wer an seiner Krankheit leidet, ob groß oder klein, ist bereit, ungewohnte Wege zu gehen und Grenzen zu überschreiten, die des eigenen Landes, die des eigenen Stolzes.

Noch nicht ganz sicher bin ich mir, wie wir den Schluss der Szene gestalten: Das mit dem Ortswechsel auf offener Bühne kriegen wir schon hin, etwas andere Beleuchtung, etwas guter Wille der Zuschauer, wird schon gehen. Aber die Sache hat ja schon auch einen Zug ins Komische: Der König Israels, der Herrscher, verzweifelt an der Bitte seines Kollegen. Er mag denken, dass er vieles kann; das aber, worum ihn der königliche Nachbar bittet, kann er nicht – so ein Mist! Und dann kommt die Hermeneutik des Verdachts hinzu: Natürlich ahne ich, was mein geschätzter Kollege *wirklich* will. Das mit der Erkrankung seines Generals ist nur ein Vorwand – auch in Aram gibt es Ärzte –, die Bitte ist Verstellung, es geht um einen guten Kriegsgrund, damit dann zurückgeschossen werden kann.

Hier müssen wir uns dann doch etwas ausdenken, was andeutet, dass das ein geläufiges Verfahren ist in der großen und kleineren Politik, bis heute. Vielleicht Spot auf ein Graffiti: „Referendum jetzt!“ „Der Virus aus dem Fernen Osten“. „Lasst Euch nicht verdummen“. Irgend so etwas. Und ein anderer Spot auf die Tora vom Sinai – sie steht verstaubt im Regal, der König hat sie lange nicht mehr konsultiert. Szene zwei bitte:

II.

⁸Als Elisa, der Mann Gottes, hörte, dass der König von Israel seine Kleider zerrissen hatte, sandte er zu ihm und ließ ihm sagen: Warum hast du deine Kleider zerrissen? Lass ihn zu mir kommen, damit er innewerde, dass ein Prophet in Israel ist. ⁹ So kam Naaman mit Rossen und Wagen und hielt vor der Tür am Hause Elisas. ¹⁰ Da sandte Elisa einen Boten zu ihm und ließ ihm sagen: Geh hin und wasche dich siebenmal im Jordan, so wird dir dein Fleisch wieder heil und du wirst rein werden

¹¹ Da wurde Naaman zornig und zog weg und sprach: Ich meinte, er selbst sollte zu mir herauskommen und hertreten und den Namen des Herrn, seines Gottes, anrufen und seine Hand über der Stelle bewegen und mich so von dem Aussatz befreien. ¹² Sind nicht die Flüsse von Damaskus, Abana und Parpar, besser als alle Wasser in Israel, sodass ich mich in ihnen waschen und rein werden könnte? Und er wandte sich und zog weg im Zorn. ¹³ Da machten sich seine Diener an ihn heran, redeten mit ihm und sprachen: Lieber Vater, wenn dir der Prophet etwas Großes geboten hätte, würdest du es nicht tun? Wie viel mehr, wenn er zu dir sagt: Wasche dich, so wirst du rein! ¹⁴ Da stieg er ab und tauchte unter im Jordan siebenmal, wie der Mann Gottes geboten hatte. Und sein Fleisch wurde wieder heil wie das Fleisch eines jungen Knaben, und er wurde rein.

Den Elisa können wir als älteren Mann besetzen: Denn er steht hauptsächlich herum. Sein Name – wir übersetzen ihn, ich bitte euch, aber nicht mit „Gotthilf“ – wirkt fromm-betulich, vielleicht bringen wir das ja mit der Kleidung zum Ausdruck? Hausschlappen und Jogging-Hose? Ein Single, kein cooler Schwerenöter, einer, der es vorzieht, außerhalb seiner Sprechstunden für sich zu sein. Nicht: *My home is my office*, sondern: *my home is my castle*. Da kommt nicht jeder herein.

Den General Naaman empfängt er nicht persönlich, sondern schickt seinen bewährten und ebenfalls schon älteren Diener vor die Tür. Dieser Diener ist keine Nebenfigur im Stück, daher sollten wir schon hier auf seine Beleuchtung achten – vielleicht sollten wir etwas Grün ins weiße Licht mischen? Oder ist das schon zu viel? Jedenfalls, der Ratschlag ist einfach, und er ist im wahrsten Sinne des Wortes naheliegend: Mein Herr, Sie müssen nicht in teure Spezialkliniken, nicht nach Lourdes und nicht nach Bad Kissingen (übrigens 219 km von Bonn entfernt!). Das Flüsschen Jordan reicht.

Das scheint dem Mann aus Damaskus ein zu billiger Rat. Hat wohl auch damit zu tun, dass die verstaubten Bücher in der Bibliothek in Damaskus – Abteilung Fremdsprachen, Unterabteilung: Klassiker – eben nicht gelesen werden. Das Flüsschen Jordan ist, jedenfalls für Israel und Palästina und bis heute, nicht irgendein Flüsschen, es ist der Grenzfluss Israels, eine Grenze in mehrfacher Hinsicht. Und immerhin, die langen Abschnitte zur Aussatztora im heiligen Gesetz, dem verstaubten Ding, werden kühn übersprungen.

Naaman scheint eine glückliche Hand zu haben bei seiner Personalauswahl. Und so drängen ihn seine Diener, die etwas mehr geerdet sind als er selbst, und die in ihrem Leben gelernt haben, über dem Fernen und Großen das Nahe und Einfache nicht zu übersehen, sie erklären ihm, wie der Rat gemeint ist: „Wenn Du dich schon auf die Reise zu diesem seltsamen Menschenarzt gemacht hast, dann geh‘ den Weg bitte nun auch zu Ende. Ein großer Umweg ist das nicht, Herr General.“

Und das bewegt und hilft. Wir bekommen auch diesen Ortswechsel auf die offene Szene, da bin ich sicher: Für den Jordanfluss genügt ein blauer Strich auf der Bühne, das ist recht und billig, das freut die Intendanz. Das Wort des Gottesmannes aus Israel stimmt, es stimmt auch für den mächtigen Fremden aus Damaskus, und so wird er nicht nur seine lästige Krankheit los, sondern auch, jedenfalls dem Körper nach, sein Alter. Von Wiedergeburt am Jordan zu sprechen, wäre vielleicht zu viel gesagt, aber es geht schon in diese Richtung. Naaman wird nun seinem Namen gerecht, Naaman heißt „der Liebliche“. Vielleicht so lieblich wie das kleine, gefangene Mädchen im Haus seiner Frau? Verbirgt sich hier neue, bittere Ironie, die wir noch herausarbeiten sollten: Eine neue Besetzung für die Rolle des Naaman vielleicht, und das Mädchen auf der Bühne, stumm, aber sanft angeleuchtet? Darüber müssen wir noch weiter nachdenken.

Wir proben jetzt erst einmal den Durchlauf der dritten Szene. Es kann aber sein, ich sage es gleich, liebe Leute, es kann sein, dass wir die nächste Szene noch streichen. Soviel Freiheit haben wir in diesem Theater.

III.

¹⁵Und er kehrte zurück zu dem Mann Gottes samt seinem ganzen Gefolge. Und als er hinkam, trat er vor ihn und sprach: Siehe, nun weiß ich, dass kein Gott ist in allen Landen außer in Israel; so nimm nun eine Segensgabe von deinem Knecht. ¹⁶Elisa aber sprach: So wahr der Herr lebt, vor dem ich stehe: Ich nehme es nicht. Und er nötigte ihn, dass er es nehme; aber er wollte nicht. ¹⁷Da sprach Naaman: Wenn nicht, so könnte doch deinem Knecht gegeben werden von dieser Erde eine Last, so viel zwei Maultiere tragen! Denn dein Knecht will nicht mehr andern Göttern Brandopfer und Schlachtopfer darbringen, sondern allein dem Herrn. ¹⁸Nur darin wolle der Herr deinem Knecht gnädig sein: Wenn mein Herr in den Tempel Rimmons geht, um dort anzubeten, und er sich auf meinen Arm lehnt und ich auch anbeten muss, wenn er anbetet, im Tempel Rimmons, dann möge der Herr deinem Knecht vergeben. ¹⁹Er sprach zu ihm: Zieh hin mit Frieden!

Ist das nicht dramatisch ein bisschen zu viel – *too much* für ein Drama oder eine Satire? Wir machen hier ja kein Volkstheater mit doppelt und dreifach guten Enden, so wie eine Symphonie, die in der Coda kein Ende finden will. Außerdem

wird es jetzt religiös, und „Religion“ wollen wir schließlich nicht auf diese Bühne bringen. Wir spielen nicht Religion in diesem Saal. Andererseits: Das mit der Erde Israels für den Aramaäer Naaman ist schon interessant, auch außerhalb der Sphäre von Religion oder Religionen und Tempel und Kult. „Land für Frieden“ könnte als Graffiti angeleuchtet werden. Oder wir stellen Gläser, gefüllt mit Sand auf und deutlich beschriftet. Unser Publikum kennt das vom Urlaub: Etwas Sand von Strand auf Mallorca, etwas Sand von Mauritius, oder von einem Kärntner See oder meinetwegen von Warnemünde. Das wärmt das Herz auch im Winter daheim.

Schauen wir weiter auf die vorletzte Szene:

IV.

Und als er von ihm eine Strecke Weges fortgezogen war,²⁰dachte Gehasi, der Diener Elisas, des Mannes Gottes: Siehe, mein Herr hat diesen Aramäer Naaman verschont, dass er nichts von ihm genommen hat, was er gebracht hat. So wahr der Herr lebt: Ich will ihm nachlaufen und mir etwas von ihm nehmen.²¹So jagte Gehasi dem Naaman nach. Und als Naaman sah, dass er ihm nachlief, stieg er vom Wagen, ging ihm entgegen und sprach: Steht alles gut?²²Er sprach: Ja. Aber mein Herr hat mich gesandt und lässt dir sagen: Siehe, jetzt sind zu mir gekommen vom Gebirge Ephraim zwei von den Prophetenjüngern. Gib ihnen doch einen Zentner Silber und zwei Feierkleider!²³Naaman sprach: Nimm lieber zwei Zentner! Und er nötigte ihn und band zwei Zentner Silber in zwei Beutel und zwei Feierkleider und gab's seinen beiden Dienern; die trugen's vor ihm her.²⁴Und als Gehasi an den Hügel kam, nahm er's von ihren Händen und legte es beiseite im Hause und ließ die Männer gehen.

Das mit dem Streichen der vorhergehenden Szene müssen wir uns doch noch überlegen; ohne jene hängt diese nun etwas in der dramatischen Luft: Denn nun gewinnt der vorher schon grün angeleuchtete Diener des Gottesmannes Gotthilf Profil, er erhält einen Namen – Gehasi, das heißt wahrscheinlich nichts besonderes, vielleicht aber heißt es auch „Tal der Schauung“ – Eltern können ihren Kindern schon etwas antun mit solchen Vornamen –, der Mann gewinnt menschliche, individuelle Konturen. Er ist das Angebot ans Publikum, das weder reicht noch mächtig noch Gottesmensch ist. Auch der kleine Mann, der in Ehren ergraute Butler ist ein Mensch wie sein Chef, und wie General Naaman selbst. Kunst geht nach Geld, und auch ein Arzt arbeitet nach dem alten Scherz vielleicht oft vergeblich, aber nie umsonst, und auch Wunderpillen und Heilwas-

ser haben ihren Preis, und wenn schon der Gottesmann keinen Lohn will, dann könnte aber doch etwas für seine Angestellten abfallen? General Naaman ist sicher privat versichert, ihm wird das nicht groß wehtun. Der Chef muss das ja nicht unbedingt mitbekommen. „Habgier“ wollen wir das nicht nennen, das wäre zu moralisch, eine kleine, verständliche Schummelei eher, die niemandem schadet und immerhin einem ziemlich nützt.

Das Stück geht also unbedingt weiter. Es muss weitergehen, damit es eine Geschichte von Menschen bleibt. Vorhang auf zu Szene fünf.

V.

²⁵ Er selbst aber ging hinein und trat vor seinen Herrn. Und Elisa sprach zu ihm: Woher, Gehasi? Er sprach: Dein Knecht ist weder hierhin noch dorthin gegangen.

²⁶ Er aber sprach zu ihm: Ist nicht mein Herz mit dir gegangen, als ein Mann sich umwandte von seinem Wagen dir entgegen? Ist es an der Zeit, Silber und Kleider zu nehmen und Ölgärten und Weinberge, Schafe und Rinder, Knechte und Mägde? ²⁷ Aber der Aussatz Naamans wird dir anhangen und deinen Nachkommen allezeit. Da ging Gehasi von ihm hinaus, aussätzig wie Schnee.

Uff, das ist nun eine böse Pointe. Volkstheater ist das nicht, auch nicht eine harmlose Boulevard-Komödie, vielleicht eine Farce oder Satire. Denn am Ende steht der kleine, treue Gehasi dar wie zuvor der große, mächtige Naaman – weiß vom Aussatz, diesmal freilich unheilbar. Aus der lästigen Krankheit wird, so dürfen wir nur leicht modernisierend sagen, ein genetischer Defekt.

Das darf nicht zu moralisch überkommen, denn es ist nicht die Moral von der Geschichte'. Elisa wird den Gehasi wegen seiner Schummelei ja auch nicht entlassen. Aber der Gottesmann gibt neben der bösen Pointe seinem Diener und allen seinen Nachfahren und Nachahmern doch deutliche Worte, Tadel und Mahnung, mit auf den Weg: „Du bist so lange bei mir, und hast doch nicht verstanden, wie ich arbeite? Mein Wort, aus tiefer Überzeugung gesprochen, aus dem Herzen kommend, reicht. So arbeiten wir hier therapeutisch, und anders nicht.“ Und: „Ist jetzt die Zeit für Geld und Gold und Immobilien und Häuser und Pferde und Boote?“ Wann wäre je die Zeit dafür, wann wären diese Dinge je von Bedeutung, wenn es um Heilung und Heil und Wiedergeburt geht?

Epilog

Liebe Schwestern und Brüder,

eine Moral von dieser Geschicht' müssen, ja können wir nicht formulieren für dieses Stück. In diesem Haus sollten wir, so meine ich, überhaupt nur sehr dosiert Stücke spielen, die eine Moral von der Geschicht' haben. Dieses Stück ist großes Welttheater, und das Welttheater hat keine Moral.

Interessant sind Rollen, ihre Konstellationen. Im Regieplan werden wir mehrere Dreiecke zeichnen, um die dramatischen Spannungen zwischen den Personen zu veranschaulichen: Der König von Aram, der König von Israel, der General Naaman. Der General Naaman, seine Frau, und das junge Sklavenmädchen aus Israel. Der General Naaman, der Gottesmann Elisa, und sein Diener. Daneben begegnen auch Paare und ihre Gegensätze: Die beiden Könige. Der General und das Mädchen. Der General und der Prophet. Der Diener und der General. Der Prophet und sein Diener.

Fehlt da nicht eine Rolle im Welttheater? Unsere Inszenierung muss versuchen, diese Leerstelle anzuzeigen, ohne sie durch Konzepte wie „Fügung“ oder „Geschichte“ und ihr „Sinn“ oder „Schicksal“ zu verderben. Und natürlich auch ohne den verstaubten *deus ex machina* für dieses Stück wieder aus dem Fundus zu holen. Da bleiben wir der Vorlage treu. Irgendwie so. Es reicht, wenn die Leute genau zuhören und hinschauen und sich ihren eigenen Reim auf die Weltgeschichte machen. Dann hätten wir viel erreicht.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus bewahren. Amen,

Das Wagnis, vom Schatz in irdenen Gefäßen zu reden (2. Kor 4, 6-10)

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt zum Semesterabschluss

28.01.24 (Letzt. So. n. Epiphantias)

[1. Licht von Gotther]

Liebe Gemeinde,

heute feiern wir ja den Gottesdienst am letzten Sonntag der Epiphantiaszeit seit dem 6. Januar, zu deutsch: Zeit der Erscheinung, des Aufscheinens. Mit dem heutigen Sonntag wird zugleich die Kirchenjahreszeit rund um Weihnachten abgeschlossen. Diese gesamte Weihnachtszeit seit dem Advent ist dabei geprägt von dem Blick auf das *Licht*, das Licht in der Dunkelheit. Es geht von der ersten Kerze im Advent hin zum weihnachtlichen Stern über dem Stall von Bethlehem. Und das Evangelium des heutigen Sonntags war ja die Erzählung von einer weiteren Lichterfahrung, die der drei Jünger Jesu auf einem hohen Berg (Mt 17,1-9): Es leuchten da der wiedererscheinende Mose – Bringer der Tora, sodann Elia – Sinnbild für die Schar der prophetischen Personen mit ihren Hinweisen, und vor allem leuchtet Jesus von Nazareth.

Der wird dann überschattet durch eine, wie es heißt, „lichte Wolke“ der göttlichen Begleitung. Das erinnert an die göttliche Wolkensäule, die das Volk Israel auf dem Weg aus der Sklaverei durch die Wüste am Tag begleitete und führte. Aus der lichten Wolke über Jesus klingt nun die Stimme von oben, die sagt (ganz ähnlich wie bei der Taufe Jesu): *„Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören.“* (Mt 17,5b) So ist das heutige Evangelium eine Zusammenfassung davon, was den Unterschied ausmacht, von Weihnachten her zu leben: eine Erleuchtung aus den göttlichen Hinweisen auf diesen Jesus.

Der Apostel Paulus in seinem 2. Brief an die Korinther greift darauf zurück. Und aus diesem Brief stammt der heutige Predigttext, darin Kap 4, die Verse 6 bis 10. Ich lese zuerst allerdings nur den Vers 6. Der ist in sich schon sehr gehaltreich. Er lautet:

„Denn Gott, der da sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, dass die Erleuchtung entstünde zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi.“

Wieder geht es also um das Licht, das göttliche Licht. Doch hier nun wird Blick zuerst zurückgelenkt bis ganz zum Anfang, bis hinunter auf die Basis von allem. Auf gewissermaßen die allererste Gottesrede. Die aus der Schöpfungserzählung:

„Gott, der da sprach, Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten“. Das ist die erste Gabe Gottes an die ganze Schöpfung. Noch bevor mit den Himmelslichtern der Wechsel von Tag und Nacht entsteht und die Schöpfung damit ihren zeitlichen Rhythmus bekommt. Im Nachgang erst tritt dann das Leben hinzu, in der Form von Pflanzen und von Tieren und dann schließlich hin bis zum homo sapiens.

Paulus schreibt an die erste christliche Gemeinde in Korinth, an eine kleine Minderheitengruppe angesichts anderer Weltanschauungsgruppen mit ihren jeweiligen Göttern (vgl. Kap. 6). Und darin unterscheidet sich die Situation in Korinth von der bei uns heute ... gerade nicht! Paulus erinnert nun in dieser Vielfalt daran, dass ja für alle gilt: Am Start ist das kosmischen Licht im Gegenüber zur dunklen Materie, hier nun eben verstanden als Gottes gewollter guter Schöpfungsanfang. Ein Anfang, von dem wir Geschöpfe alle leben: Pflanzen, Tiere und alle Menschen.

Sodann wird in dem Satz gleich die Aufmerksamkeit weiter geführt. Paulus schreibt: „*der [Gott der Schöpfer] hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben*“. Er schreibt das der korinthischen Gemeinde. Die sind also garantiert gemeint mit dem „uns“. Er schreibt das als *jüdischer* Mensch, der natürlich die Ganzheit von *Tora* und *Propheten* mit im Blick hat. Darin gar nicht anders als auch unsere heutige Evangeliumslesung aus dem Neuen Testament. Sie hat ja dieses Licht der Tora und Propheten bewusst und ausdrücklich mitaufgezeigt auf jenem Berg. Paulus schreibt dies einer Gemeinde, zu der auch *Heidenchristen* zählen, die erst über die christliche Gemeinde die jüdische Tradition mitaufnahmen. Heidenchristen, die aber nicht zuerst noch Juden werden mussten, bevor sie Christen werden konnten.

Damit ist nun, das möchte ich betonen, mit einer typisch jüdischen Weise des Gottesglaubens ernst gemacht. Der *definiert die eigene Religion nicht von der eigenen Gruppe her*, sondern von den ersten Anfängen in der Schöpfung, noch lange bevor es Juden überhaupt gab. Und die Basis ist nicht die Qualität der eigenen religiösen Gruppe in der Vielfalt der Völker, sondern die Basis ist die *Erwählung durch Gott*.

Warum und wieso die Wahl auf diese Gruppe fiel, das kann man nicht erklären; erkennbar ist nur, dass gerade nicht die Allermächtigsten in der Gegend gewählt wurden. Vielmehr gilt umgekehrt: Das Tun und Lassen der eigenen religiösen Gruppe ist damit dann gerade nicht egal, man sei ja sowieso erwählt, sondern es geht um eine Wahl zu einem Bund: zu einer gegenseitigen Verpflichtung von Gott und Mensch in Wort und Tat.

Freilich – das wird im Alten Testament immer wieder miterzählt – gelingt von der Seite der Menschen, der Seite seines jüdischen Volks diese Verpflichtung zum Guten alles andere als perfekt. Das Volk Israel bleibt auf die *göttliche* Zuwendung und Vergebung angewiesen. Und das bleibt nicht nur beim Volk Israel stehen, sondern soll auch für die anderen Völker und Gesellschaften gelten – so kann man es im Alten Testament immer wieder lesen.

Dementsprechend beginnt etwas von diesem Prinzip schon viel früher, als es das Volk Israel noch überhaupt nicht gab, so erzählt man es in Israels Heiliger Schrift, gleich am Anfang schon, bei Kain, dem Sohn von Adam und Eva, der seinen Bruder umbrachte. Selbst diesen Kain stellt Gott unter seinen Schutz (1. Mose 4,15).

So steht es also mit dem „wir“, in das das göttliche Licht leuchtet, und das gilt auch für die Gemeinde von Korinth. Die Sache ist dementsprechend auch nicht durch die Anfangsqualifikationen der Christengemeinde fixiert. Sie ist viel mehr vom Ziel her zu bedenken: Gott ist ein Gott für alle Völker, für die ganze seufzende Kreatur, das ist die Zielperspektive – und diese wirkt zurück auf das Jetzt.

*[2. unsere „Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes“ zur Gerechtigkeit
„in dem Angesicht Jesu Christi“]*

Das Ziel der Wir-Erleuchtung benennt Paulus ausdrücklich: „*Gott, der da sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, dass die Erleuchtung entstünde zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes*“. (V. 6)

Die Entstehung einer Orientierung an der göttlichen Herrlichkeit, an seiner Lichtqualität, darauf zielt also das Ganze. Gott teilt insgesamt sein Licht mit seiner Schöpfung. Das gilt ausdrücklich auch, und in nochmals besonderer Weise, für das Potential des „*hellen Scheins*“ in den „*Herzen*“, will sagen: in dem Fühlen und Denken und Wollen der Menschen. Es geht, genauso wie bei Israel, nicht darum, dass die kleine christliche Gemeinde der Korinther, zusammengewürfelt aus bisherigen Juden und Heiden, sich nun selbst als so toll und als die Allerbesten beschreibt. Sondern es geht um die, wie Paulus es nennt, „*Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes*“.

Nun lässt sich allerdings fragen: Warum ist das denn eigentlich für Gott so wichtig? Mitmachen der Menschen bei so was wie Gottes Egotrip? Wie im Internet heutzutage möglichst viele Follower haben? Oder wie ein antiker König möglichst sich an großem Herrlichkeitspomp erfreuen? Das kann es ja wohl nicht sein.

Also wäre anders zu fragen: Was ist denn eigentlich der Gehalt der Herrlichkeit, dieses göttlichen Glanzes? Wozu dann auch das Handeln im Dienst für solch ein von Gott gesetztes Ziel?

Paulus hatte seine Antwort auf so eine Frage den Korinthern bereits im Kapitel vor dem mit unserem Predigttext gegeben. Die besondere Herrlichkeit, in dessen Dienst Menschen stehen können, ist – so sagte es Paulus da– der *„Dienst, der zur Gerechtigkeit führt“* (2. Kor 3,9)! Gerechtigkeit ist das Ziel! Und sie ist gerade nicht wie eine andere Art von Herrlichkeit samt Glanz, die Paulus, im Gegensatz zum *„Dienst, der zur Gerechtigkeit führt“*, an jener Stelle schlicht als *„Dienst, der zur Verdammnis führt“* bezeichnete (ebd.).

Und noch einen Schritt weiter geht Paulus in diesem ersten Satz aus unserem Predigttext. Er verortet die Herrlichkeit Gottes:

„Denn Gott, der da sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, dass die Erleuchtung entstünde zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi.“ (Vers 6)

Da wird Gottes Art von Herrlichkeit im Dienst der Gerechtigkeit anschaulich. Das zu behaupten ist, nach gängigen menschlichen Maßstäben, natürlich eine Provokation. Das Angesicht eines Menschen, der scheitert, und mit rund 30 Jahren von den lokalen Machthabern getötet wird, weil er ihnen eben nicht in den Kram passt.

[3. Wir als zerbrechlich-sterbliche Tongefäße des Lichts aus Gott]

Das mit der Herrlichkeit zur Gerechtigkeit und mit dem Licht davon bei den Menschen, das ist noch genauer zu kennzeichnen, damit es nicht abdriftet in Ideologie oder unrealistische Phantasie. Und genau dies geschieht in den weiteren vier Versen unseres Predigttexts.

Der erste setzt dafür ein markantes Bild. *„Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen ...“* (V. 7). Nix von massiver Truhe und mit vielen Sicherheitsschlössen versehen, sondern: Der größte Schatz, bei Menschen aufbewahrt, steht da offen herum. Ein größerer Stoß gegen das Tongefäß Mensch, ein Tritt oder ein Herunterfallen und der Mensch zerbricht. So ist es doch. Wie kann man da von dem Schatz in irdenen Gefäßen reden! Was für ein Wagnis, sich solch einem Bild zu verschreiben. Wie naiv – denken sich die Machthaber aller Zeiten jedenfalls. Sie können doch solche Leute, die der Gerechtigkeit dienen wollen, mit einer kleinen Anweisung gerne ruckzuck irgendwo ins Gefängnis wandern lassen, wenn

sie nicht solche Typen schon gleich töten lassen. Denn davor haben die Machthaber schon beim Aufleuchten bei irgendeinem kleinen Mensch erstaunliche Angst. Bloß nichts von diesem Licht der Herrlichkeit zur Gerechtigkeit an die Öffentlichkeit dringen lassen.

Paulus sieht es anders als die Machthaber. Nicht so, dass er die tönernen Gefäße bestreitet. Aber so, dass er dieses erste „aber“! im Verweis auf die Zerbrechlichkeit von Menschen durch gleich vier weitere „abers“ relativiert. Die setzen etwas gegen die Ohnmacht dessen darin, was mit den Tonkrügen-Menschen, die den Schatz tragen, doch passiert. Und den Grund dafür, den hat Paulus gleich als Fortsetzung seiner Rede vom ersten „Aber“ mit den Tonkrügen deutlich gemacht. Er hatte nämlich geschrieben: *„Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen“*, – und jetzt kommt's: – *„auf dass die überschwängliche Kraft von Gott sei und nicht von uns.“* Es geht ja eben um Gottes Herrlichkeit, um Gottes Gerechtigkeit; es ist *sein* Licht, das da leuchtet. Und übrigens noch einmal: Vor diesem göttlichen Licht der Sehnsucht nach Gerechtigkeit zittern die größten menschlichen Machthaber, da können sie noch so viele Zensurmethode haben und dicke Atomwaffen horten.

Genau dies ist es dann, worauf es nach Paulus ankommt: dass eben der Impuls der Herrlichkeit Gottes in der Gerechtigkeit für die Menschen nicht auszurotten ist. Und davon zeigt sich etwas schon in diesen Tongefäß-Menschen. Paulus schließt damit sich selbst ein und die in seiner Gemeinde, trotz allem Streit mit ihnen, auch, und formuliert gleich mit den vier „Aber“ vier Beschreibungen von diesem Vorgang der Leuchtkraft:

„Wir sind von allen Seiten bedrängt, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um.“ (V.9-10)

Die Totalität des Zerbrechens wird bestritten: *„bedrängt, aber nicht sich ängstigen“*, *„bange sein, aber nicht verzagen“*, *„verfolgt werden, aber nicht verlassen sein“*, und – noch mal eine Steigerung: *„unterdrückt werden, aber nicht umkommen“*.

Das freilich provoziert, so scheint mir, dann sogleich wieder unsere Bedenken: Hast du, Paulus, da nicht den Mund zu vollgenommen? Schau dich doch nur selbst an. Bist zum Schluss irgendwie und irgendwo verschollen. Es würde passen, wenn du womöglich, in Rom selbst irgendwann zu Tode kamst, vielleicht war's Nero, der Christenverfolger, der dich dann hat umbringen lassen. So wie

viele andere Märtyrer für die christlichen Glauben und Märtyrer für die Sache der Gerechtigkeit sang- und klanglos verschluckt worden sind.

Doch auch für solch einen Gedanken hat Paulus noch einen Gegengedanken parat. Es ist der letzte Vers in unserem Predigttext. Der startet so: „*Wir tragen allezeit das Sterben Jesu an unserm Leibe ...*“ (V. 10a) Paulus gibt zu: Menschen sterben. Menschen sterben – alle . Auch Pilatus, auch Herodes, alle die, die Macht haben über andere sind, sterben ebenso um keinen Deut weniger. Es begleitet uns das Sterben „*allezeit*“. So ist unser Leib.

Doch: Paulus setzt noch ein Wort bereits in diesem Teil seines Satzes hinzu – vier Buchstaben nur, das Wort „*Jesu*“. Und damit deutet der Satzteil an: Wenn wir sterben, dann haben wir auch das gemeinsam mit Jesus, gemeinsam mit dem, dessen ganzes Antlitz göttlich leuchtete. Mit dem, über den sich hören lässt: „*Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören.*“ (Mt 17,5)

Und da dreht sich eben die Sache. Von der Frage nach dem Warum der irdischen Existenz, dem Warum des Auslöschens des Lichts der Herrlichkeit Gottes zur Gerechtigkeit bei den Menschen, leitet Paulus die Aufmerksamkeit wieder auf das Woraufhin, auf das Wozu. Und so schreibt er: „*Wir tragen allezeit das Sterben Jesu an unserm Leibe, auf dass auch das Leben Jesu an unserm Leibe offenbar werde.*“

Das bringt das Sterben in einen weiteren Horizont. Der entsteht dann, wenn wir es verkoppelt betrachten mit dem Sterben Jesu. Weil sich dann auch aufdrängt, das Leben *Jesu*, die göttliche *Auferweckung* mitzudenken.

Das ist mehr als ein netter Gedanke oder eine halt bestehende Tradition. Es hat Konsequenzen. Zwei davon lassen sich bei unserem Predigttext direkt ablesen.

Die eine: Erst so gewinnt die Rede von „bedrängt sein, aber nicht sich total ängstigen“, „bange sein, aber nicht (komplett) verzagen“, „verfolgt werden, aber nicht (mutterseelen-)verlassen sein“, und –noch mal eine Steigerung – : „unterdrückt werden, aber nicht umkommen, obwohl wir garantiert sterben werden“ ihre Plausibilität. Sie kann ja nicht meinen, wir wären letztlich in unserem, eigenen Leben doch erfolgreich, doch die Sieger, doch die Stehaufmännchen, was auch immer passiert. Sondern dieses Weiterleben, dieses Unzerstörbar-sein ergibt sich, genau gedacht, eben erst von Seiten der Unzerstörbarkeit Gottes her.

Will man kritisch bleiben, dann mag man natürlich auch dazu denken: Ja, das setzt aber eben jenen unbeweisbaren Glauben an die Existenz Gottes voraus. Und keinem Menschen kann man doch verbieten, dies zu hinterfragen.

[4. „auf dass auch das Leben Jesu an unserm Leibe offenbar werde“]

Ja, so ist es. Und darum will ich nun noch eine andere Konsequenz betonen. Und die ist noch einmal anders angelegt. Mit ihr verändert sich noch deutlicher etwas im Jetzt. Und dies, obwohl es als eine offenkundige Jenseitsaussage daherkommt, obwohl sie sich damit trotzdem auch ganz eindeutig selbst des Kalküls jenseitiger Existenzvorstellung entzieht. Sie entfaltet ihren Sinn stattdessen ganz besonders als Diesseitsaussage: *„auf dass auch das Leben Jesu an unserm Leibe offenbar werde“*. Dabei wird nun das eigene jetzige Leben vom Blick auf Jesu Auferstehung in dieses göttliche Licht gerückt.

Die Zerbrechlichkeit ist damit nicht aufgehoben, aber die Wertung der Zerbrechlichkeit ändert sich. Da ist die Zerbrechlichkeit dieses biochemischen Funktionskörpers von homo sapiens, der uns die Glücksgefühle wie die Schmerzgefühle und sonstige Dysfunktionalitäten produziert, des Leibes, in dem, anders geht es nicht, wir höchstens irgendwie etwas vom göttlichen Funken als auffangbar erleben (was übrigens auch den Blick auf die restliche Schöpfung und den ganzen Kosmos verändert). Aber mit dieser Art Leib könnten wir versöhnt werden. Nicht nur andere Menschen bedeuten Beziehung, auch dein eigener Leib ist Beziehung. Und beides ist Beziehung von Gottes Beziehung zu uns her.

Damit, finde ich, lässt sich leben. So wie Paulus es tat – und ebenso seine kleine Minderheitsgemeinde aus ziemlich Unterschiedlichen, umgeben von einer Gesellschaft der Vielstimmigkeiten an Göttern, Götzen und Weltanschauungen in ihrer Zeit.

Und der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.